

Rezensionen / Recensions / Recensioni

Gerald Schwedler, *Vergessen, Verändern, Verschweigen. Damnatio memoriae im frühen Mittelalter* (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 9), Wien: Böhlau, 2021, 532 Seiten.

Das Verfahren der *damnatio memoriae* wurde im antiken Römischen Kaiserreich politisch eingesetzt, um sowohl konkurrierende Kaiserprätendenten zu bekämpfen als auch um gegenüber vorausgegangenen Herrschern deutliche Distanzierungen zu markieren. Dieses Verfahren war rechtlich und institutionell etabliert, ist als Quellenterminus der Antike bekannt und von der Forschung mittlerweile bearbeitet. Dies gilt aber nicht für andere Epochen. Nur vereinzelt liegen Untersuchungen vor, die die Auslöschung von Erinnerungen nach dem Ende der Antike behandeln, so etwa von Günther Lottes zur Französischen Revolution oder im Zusammenhang mit den Forschungen zu den Erinnerungsmonumenten, die vereinzelt auch *ex negativo* untersucht werden, also als Fehlen oder als Verlust von Erinnerung.

Die vorliegende Monographie von Gerald Schwedler, die auf seiner Zürcher Habilitationsschrift beruht, behandelt erstmals umfassend die intentionale Auslöschung von Gedächtnis im Frühen Mittelalter und stellt sie als politisch motiviertes Verfahren dar. Indes fehlte es in dieser Epoche an einer hinreichend dominierenden und unangefochtenen Macht, die in der Lage gewesen wäre, erfolgreich Erinnerung zu gestalten. Die römisch-rechtlich begründete Sanktionierung des Widerstandes gegen den Herrscher, welches als *crimen laesae maiestatis* bezeichnet wird, hatte nur noch schwache Spuren im Frühen Mittelalter. Die Erinnerungsträger, die Gerald Schwedler untersucht, sind vornehmlich erzählende Quellen, insbesondere die *Historiae* von Martin von Tours und von Fredegar. Die ansonsten für das Frühe Mittelalter zu konstatierende Quellenarmut sind an sich schon ein Moment des Vergessens, was aber als nicht-intentional bezeichnet werden muss. Wichtiger und als Untersuchungsgegenstand vom Autor behandelt, sind die in den Quellen dargestellten Verfahren, die das Gedächtnis an einzelne Herrscher auslöschen, verschweigen oder verändern sollen, wobei aber paradoxerweise durch diese Erzählungen über diese Verfahren die Erinnerung bewahrt wird. Die Gestaltung von Erinnerung dehnt sich aber über den des politischen Machtkampfes aus und erfasst das Recht, das gegenüber älteren Rechtsschichten abgeschirmt werden soll, und die kirchliche Organisation. Die vorliegende Monographie behandelt den Untersuchungsgegenstand auf einem hohen Reflexionsniveau und bezieht die unterschiedlichen Perspektiven der Gestalter von Erinnerung und der betroffenen Personen und Institutionen ein. Die durch unterschiedliche Quellengattungen – auch von unveröffentlichten Quellen – abgestützten Analysen Schwedlers behandeln auch die Ikonoklasten, deren Zerstörungen Zeichen tilgen, die auch jenseits von Texttraditionen bestanden. Indem Schwedler auch die Ergebnisse von Erinnerungsgestaltungen und deren zeitlich gestufte Etappen von Aktivität und Resultat untersucht, eröffnet er einen Zugang zu den Verfahren, die angewendet wurden. Dass die Untersuchung auf Fallanalysen beruht, ohne dass die zugrundeliegenden Ereignisse ein kausales und narratives Kontinuum bilden, ist der Quellenüberlieferung geschuldet, beruht aber – grundsätzlicher – auch auf den exzeptionellen Eingriffen in die Erinnerung, die ansonsten beständig erhalten werden sollte, um das Aussergewöhnliche umso deutlicher hervortreten zu lassen.

Die vorliegende Monographie verdient allein durch die innovative Leistung grosse Anerkennung. Sie stellt einen Gewinn für die Geschichtswissenschaft dar, weil durch eine

theoretisch und methodisch transparent gemachte Analyse ein wichtiger Untersuchungsgegenstand erfasst wird. Eine bedeutende Leistung ist mit diesem Werk erbracht worden, das als Grundlage für Untersuchungen auch für andere Epochen Massstäbe setzt.

Hans-Joachim Schmidt, Freiburg i. Üe.

Annalena Müller, *From the Cloister to the State. Fontevraud and the Making of Bourbon France, 1642–1100*, New York: Routledge, 2021, 286 pages, 14 illustrations.

Annalena Müllers Dissertation *From the Cloister to the State. Fontevraud and the Making of Bourbon France, 1642–1100* trägt einer Tatsache bereits im Titel Rechnung, wenn ihr untersuchter Zeitraum in ungewöhnlichem Format präsentiert wird. Es ist ein Spannungsbogen, den die Autorin geschickt zu halten vermag, wenn sie in ihrer Einleitung auf die Unabgeschlossenheit mittelalterlicher Geschichtsschreibung im 17. Jahrhundert verweist, in der Umdeutungen und Manipulationen ein neues Bild der Vergangenheit zeitigten. Fontevrauds Äbtissin Jeanne-Baptiste de Bourbon (1636–1670) erfand die mittelalterliche Tradition von weiblicher Herrschaft und männlicher Dienerschaft – mit grossem Erfolg (S. 3)! Diese Form der «memory construction» legt den ersten Schwerpunkt der Arbeit fest, gefolgt von dem Interesse an den Verbindungen zwischen Religion und Politik, oder, spezifischer, an monastischen Reformen und politischer Expansion (S. 7).

Es folgen drei zentrale Kapitel, die sich in erfrischender, nicht-chronologischer Weise mit den beiden Schwerpunkten beschäftigen. Müller entzaubert dabei vorsichtig und umsichtig, aber nichtsdestotrotz gründlich die Perspektive der «seventeenth-century lens» (S. 4) und vermag es so, die erzählten Geschichten zu systematisieren und historisieren – rückwärts von den 1640ern bis in die Gründungsphase zu Beginn des 12. Jahrhunderts.

Die mutige und konsequente Entscheidung, Fontevraud nicht als eine abgeschlossene Klosteranlage zu begreifen, sondern die Zeit ernst zu nehmen und die Einflüsse politischer Sprache und nicht-religiöser Herrschaft zu berücksichtigen, öffnen den Raum für eine wertfreie Darlegung der klösterlichen politischen Sphäre (S. 31). So erstaunt es nicht, wenn in der Erfindung von «abbatial sovereignty» eine besondere Autorität der Äbtissinnen über ihre «subjects» beschrieben wird. Die Neufassung von Geschichte und das Umschreiben der mittelalterlichen Quellen lässt bald schon den Gründer Fontevraud zu, Robert von Arbrissel, in den unaufhaltsam revisionistischen Blick der Äbtissin kommen. Die Neuausrichtung beeinflusste bereits Michelet in seiner These einer zunehmenden Prominenz von Frauen im 12. Jahrhundert (S. 37), lässt sich aber bis in die Gegenwart fortführen. Müller zeigt an der Person Robert von Arbrissel eindrücklich, wie moderne Projektionen an die mittelalterlichen Quellen herangelegt werden, aber auch, wie die geschickte Umdeutung einer Äbtissin den mittelalterlichen Gründer ins rechte Bild rücken sollte und das ungewöhnliche Geschlechterverhältnis durch die (letztlich gescheiterte) Heiligsprechung zementiert werden sollte.

Der nächste Themenblock erzählt die Geschichte Fontevrauds in ihren Höhen und Tiefen: Die reiche Anfangszeit wurde durch politische Unruhen in zweieinhalb Jahrhunderten in eine Abwärtsspirale (S. 83) überführt, die mit einer Reform und dem darauffolgenden Aufstieg beendet werden konnte. Müller legt dar, wie einschneidend die Erfahrungen von Krieg und Not waren und wie sehr sie die innere Struktur und äusseren Zustände der Gemeinschaft beeinflussten. Zwischen 1457 und 1575 arbeiteten vier Äbtissinnen kontinuierlich an der Wiederherstellung Fontevrauds und es gelang ihnen, monastisch und politisch neue Dimensionen zu erreichen (S. 87), auch und vor allem durch die

enge Bindung an die Bourbon-Vendôme, deren Linie von Tante zu Nichte für fast 200 Jahre die Äbtissinnen stellte (S. 104). Die (um-)weltlichen Verwicklungen zwischen dem schon bald wichtigsten Geschlecht Frankreichs und Fontevraud werden ausführlich und detailliert dargestellt. Damit wird ein Beitrag zur Erklärung des Aufstiegs dieses Hauses geleistet (S. 196), in dem nicht nur die territoriale, sondern auch die persönliche Wirkmächtigkeit des Gesamtwerks Fontevraud berücksichtigt werden musste.

Die politischen Erzählungen und Erklärungen leiten in ein vertrautes Narrativ spätmittelalterlicher Klosterforschung: Reformen, die ihren Anfang in der Mitte des 15. Jahrhunderts nahmen und gleichsam *temporalia* wie *spiritualia* betrafen. Doch Fontevraud war kein Kloster im herkömmlichen Sinn: Neben der komplexen Situation einer gemischten Gemeinschaft lagen noch 77 weitere religiöse Häuser im Verantwortungsbereich der Mutterabtei. Im Zuge der Reform wurde aus einem losen Zusammenschluss ein solides Netz, gar ein Orden. Die Reformversuche stiessen dabei auf einen Widerstand, der das Reformvorhaben auf ein Jahrhundert ausweitete, bis die Reformen letztlich in einem ökonomischen und strukturellen Erfolg, aber in einer personellen und strukturellen Gefahrenlage endeten – und damit den Impuls für die Umschreibung von Geschichte gaben.

Das Buch bringt in seiner unerwarteten und allein schon deswegen stets spannenden Ausrichtung insbesondere die Fokussierung auf Religion und Politik auf den Prüfstand. Ganz im Sinne der modernen Auffassung einer Untrennbarkeit beider Bereiche ist in Fontevraud keine Grenzziehung möglich; und diese Überzeugung gleich zu Beginn der Arbeit ermöglichte es Müller, neue Ansätze und Erklärungen zu finden. Die Darlegung der Historiographie Fontevrauds bekommt einen schon fast unheimlichen Charakter, wenn sich über die folgenden Kapitel zeigt, wie massiv auf die Geschichte, erfahren und erzählt, eingewirkt wurde. Welche Meistererzählungen liessen sich noch mit einer so gründlichen und kritischen empirischen Analyse entzaubern und neu verzaubern? Denn das ist es, was Annalena Müller mit ihrer Arbeit gelungen ist. Wenngleich die Geschichte Fontevrauds nicht ohne die Erzählung von Geschlecht und dem Arbeiten daran auskommt, so überzeugt sie umso mehr, da keine theoretisierende Einbettung vorgenommen wurde, sondern souverän mit Geschlecht als sozialem, politischen und religiösen Faktor umgegangen wird. Zuletzt ist noch positiv hervorzuheben, dass die Autorin die Nutzung in der Lehre explizit eingeplant hat: Die Kapitel der Arbeit sollen auch einzeln gelesen werden können; Anhänge mit ediertem Quellenmaterial runden das insgesamt positive und auf niedrigschwellige Nutzung ausgerichtete Buch ab.

Anne Diekjobst, Kiel

Roberto Leggero, *Domatori dei principi e altre note di storia svizzera (secoli XII–XVI)*, Udine: Forum, 2018, 272 pages.

L'ouvrage de Roberto Leggero est une étude novatrice du développement des structures politiques et de l'organisation économique des communautés rurales de l'actuelle Suisse italienne à la fin du Moyen Âge. En mobilisant des sources documentaires en partie inédites, l'auteur rafraîchit brillamment l'histoire politique, économique et sociale du Tessin médiéval, en particulier celle des vallées de la Vallemaggia et de la Léventine.

Le volume se structure en quatre parties distinctes. La première se penche sur le rôle des pratiques testamentaires dans la formation de ce que l'auteur nomme le «patrimoine foncier collectif». La deuxième se confronte à la gestion des ressources des communautés alpines et annonce de fait la troisième partie, réelle contribution à l'histoire politique des communautés rurales tessinoises. De ces réflexions se dessine le quatrième chapitre de

l'ouvrage, consacré pour sa part aux rapports diplomatiques entre l'Ancienne Confédération et les États italiens dans la première moitié du XVI^e siècle. D'un point de vue documentaire, le travail de Roberto Leggero a le mérite de mobiliser un large éventail de sources de typologies différentes. Testaments, documents fonciers, actes publics et privés, traités diplomatiques et chroniques constituent l'essentiel du corpus mis à contribution par l'auteur afin de croiser ses différents axes de recherche. En annexe, nous retrouvons également l'analyse et la transcription complète de la *Descrittione de otto cantoni de Suizzeri*, texte inédit rédigé vers 1547 par l'humaniste italien Alessandro Giovio, neveu de Paolo Giovio (1483–1552), évêque et célèbre historien des guerres d'Italie.

Grâce à la mobilisation d'une trentaine de testaments rédigés dans la Vallemaggia, en Léventine et à Locarno entre le XIV^e et le XV^e siècle, le premier chapitre octroie au lecteur la possibilité de se familiariser avec le contexte historique du Tessin nord-occidental à la fin du Moyen Âge et, d'autre part, de lui faire comprendre la construction progressive du patrimoine foncier de ces diverses communautés. La fine analyse documentaire de Roberto Leggero permet de saisir les mécanismes liés aux pratiques de transmission de l'héritage, «surveillées» par un pouvoir communal s'engageant de manière plus autonome à faire respecter la volonté du testateur ou de la testatrice. La prise en considération de textes normatifs tels que les *ordinamenta* actées par les communes de Bignasco, Cavigno, Menzonio et Brontallo (1386) ainsi que les sources relatives aux conflits entre les habitants de la Vallemaggia et les notables de Locarno (1398–1403) mettent en lumière la capacité des communautés rurales à structurer une politique territoriale complexe et réfléchie face aux pouvoirs du nord de l'Italie. C'est dans cette partie que Roberto Leggero illustre au mieux son talent de philosophe, en faisant brillamment dialoguer le contenu de la documentation médiévale avec les concepts élaborés par Friedrich Nietzsche dans *La Généalogie de la morale* (1887).

Dans la deuxième partie – la plus technique de l'ouvrage de Leggero – il est question d'approfondir l'étude de l'administration collective des ressources des vallées de la Suisse italienne (Blenio, Léventine et Riviera). Complexité, flexibilité et pertinence sont les trois caractéristiques principales relevées par l'auteur pour définir l'action gestionnaire des communautés vis-à-vis de leurs ressources économiques, consistant essentiellement dans les pâturages alpins, les forêts, les terres «non cultivables», les systèmes d'irrigation et les routes reliant les «terres des privés» aux propriétés de la communauté. Grâce à une étude comparative avec d'autres espaces de l'arc alpin, l'auteur explique les rouages complexes liés à l'exploitation des ressources naturelles ayant permis la survie des habitants des vallées de la Suisse italienne pendant l'une des périodes les plus troublées – du moins en termes de famine – de l'histoire occidentale.

Il va de soi que l'amélioration de la gestion collective des ressources est en osmose avec l'accroissement des instruments diplomatiques et juridiques des communautés alpines. Le livre met notamment en exergue les échanges politiques entre ces dernières et les pouvoirs urbains du nord de l'Italie. La diplomatie italienne qui fait face à la pluralité des interlocuteurs confédérés, les négociations et l'arbitrage pour la gestion des ressources, de même que les «coutumes» politiques des Suisses sont parmi les principaux thèmes abordés. L'étude de ces problématiques résonne avec la construction de l'identité voire de l'altérité suisse à l'aube des Temps modernes. Ce thème sera également abordé par l'auteur à la fin de son ouvrage grâce, entre autres, à l'analyse du traité d'Alessandro Giovio. Sa *Descrittione de otto cantoni de Suizzeri* (v. 1547) propose une description détaillée des communautés urbaines et rurales les plus représentatives de la Confédération des VIII

cantons (Zurich, Berne, Lucerne, Uri, Schwyz, Unterwald, Zoug et Glaris). Privilégiant une méthode de recherche plus «classique», Roberto Leggero s'interroge sur la tradition documentaire de cette œuvre, oubliée pendant longtemps par l'historiographie. À l'instar des traités de Nicolas Machiavel et de François Guichardin, cette source inédite met une fois de plus en lumière le rôle primordial joué par les cantons helvétiques – les «Domp-teurs des princes» – dans les guerres d'Italie (1494–1559). C'est d'ailleurs à la suite de ce long conflit européen que l'actuelle Suisse italienne sera définitivement incorporée aux domaines de l'Ancienne Confédération.

Roberto Biolzi, Lausanne

Kathrin Utz Tremp (Hg.), **Das erste zweisprachige Notariatsregister von Freiburg (1407–1427)**. Staatsarchiv Freiburg (Schweiz), **Notariatsregister, 31**, Freiburg: Staatsarchiv Freiburg, 2021 (Bibliotheca Otolandana, Bd. 1), 675 Seiten.

In dem hier vorzustellenden Band legt die renommierte Expertin des mittelalterlichen Freiburger Notariatswesens Kathrin Utz Tremp die Edition des ersten zweisprachigen Notariatsregisters von Stadt und Landschaft Freiburg im Üchtland vor. Die Publikation dieser Quelle des frühen 15. Jahrhunderts bildet den Auftakt einer neuen Buchreihe zur Geschichte der Stadt Freiburg im Üchtland und des gleichnamigen Kantons. Unter dem Titel Bibliotheca Otolandana möchte das Staatsarchiv Freiburg unter dem Kuratorium des Verantwortlichen für die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bestände Lionel Dorthe der Veröffentlichung sowohl von Schriftquellen aller Epochen als auch Quellenauswertungen und Abhandlungen zur Freiburger Geschichte eine zweisprachige wissenschaftliche Plattform bieten. Nach dem Beginn mit einem klassischen Druck ist die digitale Präsentation der Reihe in Vorbereitung. Ihr einprägsamer kurzer Titel nimmt die älteste Bezeichnung *Otolanda* für die Region aus dem 11./12. Jahrhundert auf, auf welchen der deutsche Begriff Üchtland zurück geht.

In der Einleitung wird dem Leser zunächst die Person des Notars Johann Albi (J. Wyss, J. Ronoz, Jean Blanc) und seine Vita vorgestellt, dann das von ihm geführte Register und drittens die Editionsgrundsätze. Abkürzungsverzeichnis und Bibliographie beschliessen den Einführungsteil. Die Edition der insgesamt 938 verzeichneten Rechtsgeschäfte erstreckt sich über 553 Seiten. Abgerundet wird der Band mit zwei Registern und einer Typologie. Das Personenregister führt alle in den Verträgen genannten Namen und präsentiert diese nicht nur ergänzt um ihre Rolle in den Kontrakten, sondern auch um erwähnte verwandtschaftliche Beziehungen, Berufsbezeichnungen und die Zugehörigkeit zur Freiburger Bürgerschaft. Zur Identifikation der Personen zog die Herausgeberin ausserdem ihre Forschungen zur Geschichte der Waldenser und das erste Bürgerbuch der Stadt heran.¹ Damit bietet dieses Personenregister über die reine Erschliessung der edierten Quelle hinaus eine Grundlage für eine Untersuchung der Bürger und Bewohner Freiburgs. Das Ortsregister umfasst die Identifikation mit heutigen Orten und hilft damit auch interessierten Laien bei der Orientierung in den Texten. Anstelle eines Sachregisters

1 Kathrin Utz Tremp, *Waldenser, Widergänger, Hexen und Rebellen. Biographien zu den Waldenserprozessen von Freiburg im Üchtland (1399 und 1430)*, Freiburg 1999 (Freiburger Geschichtsblätter Sonderband); dies. (Hg.): *Quellen zur Geschichte der Waldenser von Freiburg im Üchtland (1399–1439)*, Hannover 2000 (MGH Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Bd. 18); Yves Bonfils, Bernard de Vevey (Hg.), *Le premier livre des bourgeois de Fribourg 1341–1416*, Fribourg 1941 (Archives de la Société d'Histoire du Canton de Fribourg, Bd. 16).

wird am Ende eine Typologie der Rechtsgeschäfte gegeben, eine bereits bei der Edition des *Registrum Lombardorum* erprobte Vorgehensweise.²

Die einzelnen Rechtsgeschäfte sind durchnummeriert, unter Beifügung der Nummern verwandter Stücke in Klammern. Das dem Originaltext jeweils vorangestellte Regest verwendet normierte Namen der Beteiligten einschliesslich der Zeugen; den Abschluss bildet das Datum, aufgelöst nach dem heutigen Kalender. Dem eigentlichen Text vorangestellt wird die Folioangabe in der Handschrift. Zur besseren Lesbarkeit werden die Texte beider Sprachen in moderner Interpretation transkribiert. Hier hätte man sich, über den Umgang mit Abkürzungen und fraglichen Lesungen hinaus, genauere Angaben zu den Normalisierungen gewünscht. Ein Anmerkungsapparat gibt sowohl die knapp gehaltenen kritischen als auch die sachlich-inhaltlichen Anmerkungen wieder. Diese letzteren enthalten primär die Identifikation von Personen und Orten mit Verweis auf genannte Quellen und Sekundärliteratur.

Johann Albi ist einer unter mehreren, parallel in der Stadt arbeitenden Notaren. Ob er die Qualifikation eines öffentlichen Notars erworben hatte, scheint nicht bekannt. Als einer der wenigen führte er auch Aufgaben in der städtischen Kanzlei aus. Der 137 Blätter umfassende Band ist wohl der einzige von Albi erstellte. Er scheint vollständig überliefert und dokumentiert Albis Arbeit während 20 Jahren von Anfang 1407 bis zur Mitte des Jahres 1427. Die Einträge folgen bis auf wenige Ausnahmen einer strengen Chronologie. Lateinische und frühneuhochdeutsche Verträge wechseln entsprechend des Bedarfs der Vertragspartner. Sein Kundenkreis scheint kleiner als der anderer Notare gewesen zu sein. Zu ihm gehörten mehr Niedergelassene als Bürger, mehr Eigentümer von Holz- als von Steinhäusern, weniger «Rentner» als Leute, die einen Beruf ausübten. In den Jahren mit den meisten stipulierten Geschäften überwiegen die Angehörigen einer grossen Zahl verschiedener Handwerke, von denen namhaft viele aus dem deutschen Sprachraum eingewandert waren, um Lehr- oder Gesellenjahre in der Stadt zu verbringen.³ Sie bevorzugten für den Abschluss Ihrer Verträge einen Notar mit deutschen Sprachkenntnissen und Dokumente in der für sie verständlichen Sprache. Das hohe Aufkommen von Handwerkern mit ihren zum Teil spezifisch genannten Werkzeugen oder Aufgaben veranlasste bereits Hektor Ammann im Rahmen seiner Arbeiten zu Gewerbe, Industrie und Handel etwa ein Viertel der Rechtsgeschäfte zu publizieren.⁴ Die dokumentierten Rechtsgeschäfte geben weiter Einblick in gewöhnlich unterrepräsentierte soziale Schichten in der Stadt und auf dem Land. So erfahren wir von Konflikten zwischen Lehnsmännern auf der Landschaft und ihren Lehnsherren sowie von – ebenfalls auswärtigen – Prostituierten und Schlägereien unter den Handwerkern im Bordell.

Dieser erste Band der neuen Reihe gibt mit der Edition des Notariatsregisters Einblick in zahlreiche Aspekte der Freiburger Wirtschafts- aber auch der Sozialgeschichte des

2 Vgl. Lionel Dorte, Kathrin Utz Tremp (Hg.), *Registrum Lombardorum*. Le premier registre notarial des Archives de l'État de Fribourg (1356–1359), Basel 2016 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. IX Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Freiburg), online: https://www.ssrq-sds-fds.ch/online/FR_I_3_7/index.html#p_III; <http://www.e-codices.unifr.ch/en/searchresult/list/one/aef/RN-0009-0001> (27.7.23)

3 Ausführlich hierzu auch Kathrin Utz Tremp, *Der Notar Johann Wyss oder Albi und seine deutschsprachige Kundschaft (1407–1427)*, in: *Freiburger Geschichtsblätter* 97 (2020), S. 9–76.

4 Hektor Ammann, *Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag*. Quellen zur Geschichte von Gewerben, Industrie und Handel des 14. und 15. Jahrhunderts aus den Notariatsregistern von Freiburg im Üchtland 1, Aarau 1942.

frühen 15. Jahrhunderts. Er erhellt topografische und baugeschichtliche Details der prosperierenden Stadt, er berichtet aus grosser Nähe von Finanzen, Alltag und Familienverhältnissen. Der Blick auf die Lebensrealität der Menschen ist insofern unverstellt, als die Verschriftlichung der Verträge die pragmatische Herstellung von Rechtssicherheit bezweckt und weniger die Absicht verfolgt, der Nachwelt ein bestimmtes Bild mitzuteilen.

Weiter präsentiert der vorliegende Band in programmatischer Weise eine Quelle, die das bereits im Spätmittelalter praktizierte Nebeneinander von Französisch und Deutsch in der Stadt Freiburg bis hinein in die offiziellen Dokumentation belegt. Die Zweisprachigkeit in der Stadt erforderte entsprechende Sprachkompetenzen des Kanzleipersonals. Mit dem Französischen als Amtssprache und dem Lateinischen als traditioneller Sprache für Notarsinstrumente führte die Verwendung der Volkssprache Deutsch kanzleiintern zu Konflikten. Diese konnten wohl auch nicht durch eine 1424 vom Rat verfügte Aufgabenverteilung beigelegt werden, da sie der Auffassung des Stadtschreibers von einer strikten Hierarchie entgegenlief. Verlierer in diesem Konflikt war wohl der Notar Johann Albi, der vermutlich nach dem Verlust bedeutender Fürsprecher im Rat seine Aufgaben in der Kanzlei und damit wesentliche Einnahmen verlor. Drei Jahre nach diesem Einbruch setzte er selbst seinem Leben ein Ende.

Suse Andresen, Darmstadt

Thomas Schwitter, *Erinnerung im Umbruch. Die Fortsetzung, Drucklegung und Ablösung der «Grandes chroniques de France» im 15. und frühen 16. Jahrhundert*, Heidelberg: Heidelberg University Publishing, 2022 (Pariser Historische Studien, Bd. 124), 334 pages, 18 illustrations en couleur, 5 graphiques.

La thèse à l'origine de ce livre a été défendue à Berne en 2015 par Thomas Schwitter, qui l'a rédigée sous la houlette des professeurs Christian Hesse et Jean-Marie Moeglin. La parution de ce livre, que l'on peut consulter en format papier ou en ligne,⁵ est particulièrement réjouissante pour les études médiévales. Il n'existait en effet à ce jour pas encore de représentation détaillée du sort que les *Grandes chroniques de France* ont connu à l'aube de l'époque moderne. L'auteur de cette étude très bien documentée propose ainsi une analyse minutieuse de l'histoire, d'une part, de la tradition manuscrite et de l'édition de ce texte dans lequel le récit canonique de l'histoire de France a été consigné en langue vernaculaire pendant plus de deux siècles, et, d'autre part, de son déclin progressif.

Schwitter présente les continuations des *Grandes chroniques* ainsi que les récits concurrents, avant d'exposer les mutations de l'historiographie dans le contexte des débuts de l'imprimerie dès 1470. L'auteur analyse la manière dont les crises ayant marqué la France au cours du XV^e siècle ont été envisagées et interprétées dans l'historiographie française des décennies suivantes, de même qu'il cherche à déterminer quelles modalités ont permis à certaines représentations historiques de prévaloir. Suivant une approche originale, il étudie la relation entre les efforts entrepris par divers acteurs du Moyen Âge tardif afin d'imposer leur propre vision des faits les plus récents et l'avènement de nouveaux récits venant progressivement mettre un terme à la tradition historiographique dyonisienne.

L'auteur démontre de manière convaincante que la continuation des *Grandes chroniques* jusqu'en 1458 n'avait déjà plus été rédigée à Saint-Denis, les *Chroniques du roi Charles VII* du héraut Gilles Le Bouvier ayant été utilisées à cette fin, et non l'*Histoire de*

5 <https://doi.org/10.17885/heiup.854>.

Charles VII du moine de Saint-Denis Jean Chartier. La première édition (1476/1477) des *Grandes chroniques* imprimée par Pasquier Bonhomme a combiné les deux chroniques pour sa continuation jusqu'en 1461, son large succès étant dû au renouvellement des tensions avec la Bourgogne et l'Angleterre dans les années 1470. La deuxième édition des *Grandes chroniques* est commandée par le roi à la veille des guerres d'Italie dans le but d'invoquer la victoire et de rappeler aux nobles quelle gloire durable la loyauté au roi confère. L'imprimerie permettant la circulation croissante d'ouvrages historiques, l'importance des œuvres conservées dans le trésor de l'abbaye de Saint-Denis est amoindrie. En outre, la domination anglaise forçant Charles VII à se faire sacrer à Reims sans les *regalia* conservés à Saint-Denis contribue au déclin de l'abbaye royale en tant que lieu de mémoire des rois de France depuis le Moyen Âge central. Les *Grandes chroniques* cessent finalement d'être éditées et continuées, marquant par là leur fin. Elles sont remplacées par le *Compendium de origine et gestis Francorum* de Robert Gaguin, par le *De rebus gestis Francorum* de l'humaniste Paul Émile ou encore par les *Chroniques et annales de France* de Nicole Gilles, des textes caractérisés par l'inclusion croissante des membres de l'administration royale.

Le choix d'intégrer certains récits plutôt que d'autres à l'historiographie officielle française est déterminé par la vision des événements les plus récents qui y est dépeinte, selon l'intérêt immédiat que cette représentation a pour certaines personnes. Concernant l'assassinat de Louis d'Orléans, Schwitter dégage ainsi sur la base des chroniques de l'époque trois représentations différentes: la vision bourguignonne, la vision orléanaise et royaliste – qui prédomine un certain temps – ainsi que la vision intégrative. Suite à la reconquête de Paris par Charles VII, il n'est plus question d'entretenir les anciens griefs et de glorifier les agissements du parti bourguignon ou orléanais lors de la guerre civile. La vision intégrative s'impose alors, qui présente les faits de manière nuancée et dénonce les agissements de la haute noblesse au profit des élites parisiennes. Les nobles, facteur d'instabilité politique, sont de moins en moins bien représentés dans l'historiographie française. Au contraire, ce sont les efforts d'une collectivité bien ordonnée qui assureraient la paix. Cet idéal socio-politique correspond au développement de l'administration royale et à la création par Charles VII de compagnies d'ordonnance, une armée permanente lui permettant de ne plus dépendre des nobles. Malgré un danger latent d'anachronisme, Schwitter perçoit la création de cette armée comme un aspect central d'un «früher französischer Nationalismus». Cependant, les indices fournis dans ce livre nous amèneraient plutôt à envisager les compagnies d'ordonnance et les efforts de centralisation du pouvoir comme un premier pas vers la monarchie absolue, l'historiographie de l'époque exaltant l'idéal d'une forte cohésion sociale interne où seul le roi domine afin de maintenir la paix. Il semble que l'auteur n'ait pas envisagé que l'une des raisons du déclin des *Grandes chroniques* ait justement été la volonté de limiter l'influence de la haute noblesse, le récit dyonisien étant à l'origine bien plus une histoire des grands du royaume que des rois de France.⁶

Le lecteur de ce livre y trouvera de nombreux extraits de sources imprimées et manuscrites ainsi que des reproductions de miniatures. Schwitter propose une synthèse inédite de l'histoire des *Grandes chroniques de France* et des autres textes importants de l'historiographie française des XV^e et XVI^e siècles n'ayant guère été étudiés dans le con-

6 Gabrielle M. Spiegel, Les débuts français de l'historiographie royale: quelques aspects inattendus, in: Françoise Autrand, Claude Gauvard, Jean-Marie Moeglin (éd.), *Saint-Denis et la royauté*, Paris 1999, p. 395–404.

texte du développement de l'histoire de France, qui constituent une précieuse base pour de futurs travaux en lien avec l'historiographie française de cette époque.

Laurence Crottaz, Berne

Thomas T. Müller, **Mörder ohne Opfer. Die Reichsstadt Mühlhausen und der Bauernkrieg in Thüringen. Studien zu Hintergründen, Verlauf und Rezeption der gescheiterten Revolution von 1525**, Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2021 (Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung, Bd. 40), 653 Seiten, 32 Abbildungen.

Die kommenden Jahre stehen im Zeichen der Erinnerung an den Bauernkrieg, wie die vielschichtigen Auseinandersetzungen in Zusammenhang mit der Reformation pauschal bezeichnet werden. Was für die Schweiz eher ein Nebenkapiel ist, nimmt in der deutschen Geschichtskultur einen wichtigen Rang ein. Die kontroversen Wahrnehmungen in der westlichen und östlichen Geschichtsschreibung, die Rolle von Luther als «Fürstentknecht» wie auch die blutigen Schlachten selbst eröffnen immer wieder neue Debatten.

Zu den Epizentren des Bauernkriegs zählen Thüringen und die Reichsstadt Mühlhausen, wo der Bauernkrieg als gescheiterte Revolution nicht nur eine historische Zäsur bedeutete, sondern mit der Person des Predigers Thomas Müntzer auch einen schillernden Protagonisten vorzuweisen hat. Dieser polarisiert wie fasziniert bis heute und verbindet Mitteldeutschland mit dem Hochrhein, stand er doch vom Klettgau aus in Kontakt mit den ersten Zürcher Täufern. Der Gegensatz zwischen Luther und dem radikalen volkssprachlichen Prediger Müntzer beschäftigt die Historiografie wie auch die Erinnerungspolitik seit langem.

Im Zentrum der voluminösen Dissertation von Thomas T. Müller, der als früherer Direktor der Mühlhäuser Museen bestens mit den historischen Besonderheiten der ehemaligen Reichsstadt vertraut ist, steht für einmal nicht Müntzer, sondern die städtische Politik in einem bewegten Umfeld. Aufhänger sind jene Plünderungszüge, die im Frühling 1525 von Mühlhausen aus die Region heimsuchten, die von Luther als Werk «räuberischer und mörderischer Rotten der Bauern» sowie als «Teufelswerk» gebrandmarkt wurden und die seither als Beispiel für eine unkontrollierte (und unerwünschte) Eskalation der Reformation die Fantasie der Geschichtsschreibung beflügelten. Nur: was genau geschah in diesen hektischen Tagen? Zog tatsächlich ein unkontrollierter Mob durch die Landschaft und schlug alles nieder, das sich ihm in den Weg stellte?

Was in den Überblickswerken zur Reformation als Fussnote abgehandelt wurde, erhält in der quellenreichen Arbeit Müllers den Rang einer Fallstudie, die hinter die Kulissen der Vorurteile blicken und die reformatorischen Ereignisse in einer einzelnen Stadt besser verstehen will. Dank einem eindrücklichen Fundus an zeitgenössischen Dokumenten bis hin zu aufschlussreichen Schadenslisten von Adligen und Klöstern und aufbauend auf prosopographischen Zusammenstellungen und Netzwerk-Analysen rekonstruiert Müller die Vorgänge im Jahr 1525. Bereits der Titel des Buches («Mörder ohne Opfer») weist auf eine Sichtweise hin, die sich von der lutherischen Polemik abgrenzt und die den Einfluss von Thomas Müntzer zurückhaltender einstuft; prägender war wohl der radikale Prediger Heinrich Pfeiffer, ein gebürtiger Mühlhäuser und Zisterziensermönch. Die Gründe für die Plünderungszüge auf der Landschaft mögen vielschichtig sein, waren aber auf jeden Fall ein auffallend unblutiges Kapitel jenes Bauernkriegs, der bald darauf zu einem Blutbad führte.

In akribischer Kleinarbeit geht Müller zuerst auf den Siegeszug reformatorischer Ideen in Mühlhausen ein, wo sich die Reichsstadt den politischen Einschränkungen zu

entziehen suchte, von der kirchenrechtlichen Bevormundung durch den Deutschen Orden bis zur herrschaftlichen Konkurrenz der nahen Zisterze Volkenroda. Thomas Müntzer war erst spät einer der Exponenten einer neuen Politik, die letztlich eine Entmachtung des reichsstädtischen Rates durch eine Opposition brachte, die einen breiteren Einbezug der Bevölkerung und eine Abschaffung von Privilegien forderte – religiöse Argumente standen dabei anfänglich keineswegs im Zentrum, was zum Befund in anderen Städten passt. Mit der Stürmung und Plünderung von Gotteshäusern und der Flucht eines Teils der Ratsherren aus der Stadt eskalierte im Laufe des Jahres 1524 die Situation und führte zu einem Hin-und-Her, das schliesslich mit der endgültigen Etablierung der reformatorischen Partei Anfang 1525 endete, gefolgt von den erwähnten Plünderungszügen im April und Mai 1525, die aber kaum auf Widerstand stiessen und überraschend unblutig abliefen. Die vernichtende Niederlage am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen drehte das Rad nicht nur in Mühlhausen wieder zurück und brachte die Stadt vorübergehend unter fürstliche Fremdherrschaft. Müntzer und Pfeiffer wurden hingerichtet und dienten in der Folge als Sündenböcke.

Es ist Müllers Verdienst, diesen tendenziösen Wertungen eine quellenfundierte Grundlage gegenüberzustellen und so zu einer nüchternen, aber nicht minder spannenden Darstellung der Reformation in Mühlhausen beizutragen.

Peter Niederhäuser, Winterthur

Ulrich Campell, **Das alpine Rätien. Topographische Beschreibung von 1573**, 3 Bde., Zürich: Chronos, 2021.

Sie darf als ein Jahrhundertwerk gewertet werden, die zweisprachige historisch-kritische Edition der *Rætiæ Alpestris topographica descriptio* von Durich Chiampell (Ulrich Campell, 1510–1582), verfasst zwischen 1570 und 1573. 1849 erschien erstmals ein deutscher Auszug, herausgegeben vom Altmeister der Editionen bündnerischer Chroniken, Conradin von Mohr. Es ist ein sehr grosses Verdienst des Instituts für Kulturforschung Graubünden, insbesondere aber des Editors Dr. Florian Hitz, trotz vieler Widerwärtigkeiten das grosse Unterfangen zu Ende geführt zu haben.

Das Werk präsentiert sich in drei Bänden: Band 1 umfasst die Einleitung sowie den ersten Teil der Edition, Band 2 den zweiten Teil und Band 3 die Erläuterungen, die Bibliographie und das Register. Nachfolgend sollen einige wesentliche Aspekte inhaltlicher Art vorgestellt und abschliessend die Edition kritisch gewürdigt werden.

Ende der 1570er Jahre wandte sich Ludwig Lavater (1527–1586) mit der Bitte an Johannes Pontisella III. (1552–1622), eine Bearbeitung bzw. Ergänzung der Geschichte Bündens zu verfassen.⁷ Offenbar begehrte Lavater, dass Campell, der Verfasser der *Topographica descriptio* (1570–1573) und der *Historia Raetica* (1573–1576) – ein Auftrag Josias Simlers (†1576), im Rahmen einer gesamteuropäischen historischen Landestopographie auch die Drei Bünde zu behandeln –, sein bisheriges Werk noch einmal überarbeite, weil manches nicht humanistischer Manier entspreche. Weil Campell dies offenbar nicht wollte, wandte sich Lavater an Pontisella. Diese kleine Begebenheit illustriert glänzend die Tatsache, dass Simler mit Campells Werk nicht wirklich zufrieden war. Was waren die Hintergründe?

⁷ Vgl. [Ludwig Lavater] an Johannes Pontisella, o.D. [1578/79], in: Petrus Dominicus Rosius à Porta, *Historia Reformationis Ecclesiarum Raeticarum* [...], Bd. I/1, Chur 1771, f. b2r–c2r (= Schiess, Bullingers Korrespondenz III, Nr. 457).

In der Einleitung stellt der Editor Hitz *en détail* die Entstehungsgeschichte vor, mit vielen wichtigen Hinweisen, was Simler kritisierte, aber auch, wie Campell seine Topographie auf Wunsch Simlers mehrfach angepasst hatte (S. E 28–E 29). Nach dem Tode Simlers kam das Projekt zudem ins Stocken – weder der Plan von 1582, das Werk «cum privilegio» der Drei Bünde drucken zu lassen, noch die Bemühungen Lavaters waren von Erfolg gekrönt, so dass das Werk bis ins 19. Jahrhundert unveröffentlicht blieb.

In der Einleitung stellt der Editor die Biographie Campells, den Auftrag Simlers und die bereits vorliegenden Quellenlage konzipiert vor (S. E 11–E 27). Der zweite Teil der Einleitung schildert das Vorgehen Campells bei seiner Materialsuche für die Topographie. Dabei ist es wichtig festzuhalten – gerade auch im Blick auf die Edition von Christian Immanuel Kind (Basel 1884) –, dass der dritte und vierte Anhang (Kap. 50–57, hg. von Traugott Schiess, Chur 1900) im ursprünglichen Konzept des Werks nicht vorgesehen waren (S. E 31). In der Folge stellt Hitz das Original der Handschrift Campells, heute in der Bibliothek des Generalstabchefs Theophil Sprecher v. Bernegg (1850–1927) in Maienfeld (Brüggerhaus) aufbewahrt (S. E 49 f.), und alle Abschriften bis ins 19. Jahrhundert vor, darunter auch die wertvolle Abschrift des Junkers Georg v. Perini aus dem Jahre 1706 (S. E 53, E 60). Nach den Ausführungen zu den Editionsrichtlinien und den Übersetzungsgrundsätzen schliesst die Einleitung mit der Bibliographie (S. E 75–E 85).

Die Topographie an sich ist aufgebaut gemäss den Drei Bünden – Oberer Bund (Kap. 3–7), Gotteshausbund (Kap. 8–35) und Zehngerichtebund (Kap. 36–42) –, wobei der Gotteshausbund, insbesondere aber das Unterengadin und seine Heimatgemeinde Susch (Süs), weit ausführlicher und detaillierter vorgestellt wird, was sich auch darin zeigt, dass Campell ein separates Kapitel zur Engadiner Mentalität verfasst (Kap. 30). Innerhalb dieser drei Hauptthemen liegen zudem einzelne Kapitel zu verschiedenen Bereichen vor, unter anderem ein Passus zu den konfessionellen und den Sprachverhältnissen im Oberen Bund (Kap. 7) oder zum Tiroler Gericht Nauders (Kap. 29). Im Anschluss an die Drei Bünde folgen schliesslich die vier Anhänge: Der erste Anhang behandelt – im Sinne der *Raetia secunda* – das Rheintal von Ragaz über Sargans bis zum Bodensee, das Gasterland und das Obertoggenburg (Kap. 43–47), der zweite die Untertanengebiete Valchiavenna und Veltlin (Kap. 48–49), der dritte behandelt die Naturkunde in den rätschen Alpen, also Flüsse, Gletscher und Schnee, Gestein, Wurzeln, Sträucher und Kräuter, Tiere aller Art, von Raubtieren bis hin zu Vögeln (Kap. 50–56). Der vierte Anhang stellt die menschlichen Bewohner Rätiens vor (Kap. 57). Der Aufbau der Anhänge drei und vier orientiert sich ohne Zweifel an der Schöpfungsgeschichte (Genesis 1), nimmt aber, neben dem gesammelten Wissen Campells, auch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des 16. Jahrhunderts auf.

Es liegt in der Natur der Sache, dass im Rahmen dieser Rezension die Fülle und all die inhaltlichen Rosinen der Topographie nicht eingehend vorgestellt werden können. Dennoch ist in diesem Zusammenhang auf den dritten Anhang hinzuweisen, da darin etwelche Hinweise zur Fauna und Flora Bündens vorliegen, über die wir heute ansonsten keine Kenntnisse mehr hätten. Interessant ist auch, dass Campell immer die lateinischen, die romanischen – er nennt es «rätisch» – und die deutschen Namen nebeneinander nennt, zum Beispiel die Singvögel *merulae* (merls, Amsel), *lusciniæ* (lussingcelas, Nachtgallen), *alaudæ* (ludinellas, Lerchen), *fringillæ* (franguells, Finken) und andere (S. 914–917).

Im dritten Band der Edition finden sich schliesslich die Anmerkungen und Erläuterungen des Editors Florian Hitz. Ein wahrer Schatz an Informationen! Darin erläutert der

Editor den Text Campells grundsätzlich immer aus zwei verschiedenen Sichtweisen, einerseits vergleichend-komparativ aus zeitgenössischen Quellen, andererseits verweisend auf den derzeitigen Forschungs- und Wissensstand der betreffenden Thematik; gerade für familien- und personengeschichtliche Studien sind diese Erläuterungen von besonderer Güte, erschlossen durch ein sehr nützliches Orts-, Personen- und Sachregister (S. 253–281). Regelmässig werden in den Erläuterungen auch Querverweise innerhalb der Topographie gemacht.

Das umfangreiche Werk schliesst mit einer umfassenden Bibliographie zu den Erläuterungen, aufgeteilt in ein Abkürzungsverzeichnis, Quellenverzeichnis, moderne Darstellungen, Handbücher und Online-Quellen (S. 231–252).

Es ist nicht nur bewundernswert, wie Florian Hitz jedem Detail der *Topographia* Campells nachgegangen ist und die derzeit bekannte wissenschaftliche Literatur anführt, sondern es ist auch aus editorischer Sicht eine einzigartige Mammutsleistung, die Kind'sche lateinische Ausgabe von 1884 in allen Einzelheiten zu prüfen, die vielen Korrekturen und Ergänzungen aus dem handschriftlichen Manuskript Campells in einem kritischen Apparat anzuführen sowie die Originalpaginierung einzufügen, damit der geneigte Forscher sich auch im Originalmanuskript Campells orientieren kann. Hitz hat es auch nicht gescheut, abgesehen von den bereits auf dem Titelblatt genannten acht Personen, weitere Fachpersonen bei Spezialthemen beizuziehen, zum Beispiel bei Fragen zu griechischen oder rätoromanischen Ausdrücken Campells. Die Editionsrichtlinien sind transparent dargelegt. Da und dort hätte man sich freilich für ein anderes Vorgehen entscheiden können. Die Übersetzung hingegen ist eine Meisterleistung, unabhängig davon, ob sie sich auf ältere Vorlagen stützt oder aufs Neue geleistet wurde. Pflegt Campell doch des Öfteren einen ciceronianischen Stil, den man unmöglich eins zu eins übersetzen kann, wenn der Inhalt lesbar sein soll. Und es ist tatsächlich ein Genuss, die deutsche Version der *Topographica descriptio* zu lesen und so an der lebendigen Darstellung Campells von Land und Leuten, Wirtschaft und Gesellschaft, Politik und Kultur der Drei Bünde im 16. Jahrhundert teilzuhaben.

Jan-Andrea Bernhard, Zürich

Tiphaine Guillabert-Madinier, **Les Combats de Carnaval et Réformation. De l'instrumentalisation à l'interdiction du carnaval dans les Églises luthériennes du Saint-Empire au XVI^e siècle**, Neuchâtel: Alphil, 2021, 424 pages.

Ce passionnant ouvrage, issu de la thèse de doctorat de l'auteure, retrace avec minutie l'histoire d'un progressif désamour conduisant au divorce, celui de Carnaval et de Réformation. Le contexte est celui du Saint-Empire au XVI^e siècle, terrain privilégié des affrontements confessionnels entre catholiques et protestants suite aux réformes religieuses initiées par Luther. Le carnaval, temps de réjouissances marqué par ses pratiques festives mais aussi subversives et précédant dans le calendrier traditionnel l'entrée en Carême, temps d'abstinence et pénitence, devient d'emblée un outil au service du combat de la Réformation contre l'Église de Rome. Son potentiel de dérision et de contestation, permettant notamment de dénoncer par le rire les vices de la société ou de renverser, ne serait-ce que dans le temps suspendu de la fête, les hiérarchies traditionnelles et les autorités en place, est par trop efficace pour ne pas être dirigé par les réformateurs contre la «fausse Église de carnaval», dont il s'agit de faire tomber le masque. Mais cette alliance heureuse entre Carnaval et Réformation pour dire et performer la rupture religieuse semble n'avoir qu'un temps. Elle laisse petit à petit place à des réserves, des désapprobations

et finalement des mesures de prohibition du carnaval dans les territoires passés à la foi rénovée. Comment expliquer cette évolution? Qui distille, et pourquoi, cette méfiance face à des comportements jugés non seulement contraires à l'ordre social et politique mais désormais aussi anti-chrétiens? Et quelles résistances accompagnent, en milieu luthérien, l'imposition de ces nouvelles normes participant de la construction des identités confessionnelles? Ce livre s'emploie précisément «à saisir ce mouvement de basculement d'une séquence d'instrumentalisation du carnaval à son rejet [...] et à détailler les conditions spirituelles, théologiques et politiques de cette «entrée en interdiction»» (p. 23).

Croisant habilement les acquis de la recherche aussi nombreux que divers dans leurs approches et méthodologies sur l'objet «carnaval» (de la *Volkskunde* allemande à l'anthropologie historique) ou sur le registre «carnavalesque» (Bakhtine) à l'œuvre dans le langage, les représentations ou les pratiques du quotidien, l'auteure propose encore d'inscrire sa recherche dans le champ des études sur la confessionnalisation. Elle met en avant le fait que l'un des moments-clés dans l'évolution des rapports entre le luthéranisme et le carnaval correspond à la paix d'Augsbourg de 1555. Celle-ci inaugure le temps de l'institutionnalisation des Églises territoriales et donne au politique un rôle majeur dans l'imposition de nouvelles normes religieuses, grâce notamment à l'outil de la disciplinarisation. L'argumentation se déploie à partir d'études de cas ordonnées de manière chronologique, privilégiant un auteur (Luther, Sarcerius), un espace (Nuremberg, le duché de Palatinat-Deux-Ponts) ou un type de sources particulières (sermons, gravures, etc.). Si l'auteure renonce ainsi à toute ambition exhaustive et manque parfois de vue synthétique, elle parvient en revanche, grâce à une attention précise portée aux contextes, à proposer des analyses d'une grande finesse qui ont aussi le mérite de rappeler la pluralité des réponses adoptées vis-à-vis du carnaval au sein même des Églises luthériennes.

La première partie de l'ouvrage, centrée sur les décennies 1520–1540, s'intéresse à «la rhétorique carnavalesque de combat» déployée par les réformateurs de première génération, Luther en tête, pour mettre l'Église sens dessus dessous. Puisant dans les représentations populaires, la tradition anticléricale de la *Narrenliteratur* ou la thématique de la folie biblique, le langage carnavalesque ainsi forgé est loin d'être original. Il excède cependant la dénonciation moralisante classique des abus de l'Église pour revêtir un enjeu sotériologique. Ainsi, le recours au langage outrancier et moqueur permettrait paradoxalement de reconquérir une parole d'autorité et «dénoncer la confiscation du monopole du discours sur le salut par l'Église» (p. 134). Surtout, cette rhétorique rompt la communication avec les clercs pour mieux interpeller le peuple en cherchant à agir comme «levier de conversion et de mise en action». On pourrait ainsi en mesurer les répercussions dans les autres performances carnavalesques (processions parodiques, jeux, chansons satiriques) qui participent à marquer symboliquement la rupture avec Rome.

Comment dès lors comprendre le désaveu progressif que subissent les manifestations carnavalesques aux yeux des théologiens luthériens, notamment de seconde génération? La deuxième partie de l'ouvrage se penche sur ce retournement, au moment où, la Réforme cherchant désormais à se pérenniser, le recours à la rupture et à l'inversion carnavalesque n'a plus de sens. Le carnaval bénéficie d'abord d'une situation d'entre-deux et résiste aux premiers coups de boutoir contre sa tenue, car il est considéré comme utile dans l'entretien des sociabilités traditionnelles et dans la purgation des émotions populaires. Les abus et dérèglements sont toutefois de plus en plus encadrés, comme c'est le cas à Nuremberg, avec la suppression du *Schembart*. Petit à petit, cependant, ce ne sont plus les origines profanes du carnaval qui sont mises en avant pour légitimer sa sauvegarde (alors

que Carême, taxé de de cérémonie papiste, est d'emblée supprimé), mais sa ressemblance à un rite anti-chrétien et idolâtrique (dédié au Dieu du Ventre) qui est soulignée. Certains théologiens cherchent alors à remplacer les réjouissances traditionnelles par une «fête spirituelle» plus en accord avec les préceptes évangéliques.

L'invention de nouvelles normes religieuses, qui se lit à travers les rapports de visites pastorales ou les ordonnances ecclésiastiques, n'a pourtant qu'une portée limitée sur les comportements des fidèles. Si le clergé luthérien rencontre de nombreuses résistances, il peut toutefois compter sur l'action de plus en plus déterminante des autorités temporelles, détentrices depuis la paix d'Augsbourg du *jus reformandi* et *jus episcopalis*. C'est bien dans le cadre de la construction territoriale des Églises luthériennes, étudiée dans la dernière partie, que se mettent en place des mesures concrètes de restriction et d'interdiction du carnaval. Le cas du duché de Palatinat-Deux-Ponts, territoire morcelé et en contact sur plusieurs fronts avec des espaces catholiques, est à ce titre particulièrement intéressant. Le carnaval y est l'objet d'une judiciarisation croissante qui traduit une volonté toujours plus forte de disciplinarisation sociale. Lorsque le duché passe à la Réforme calviniste à la fin de la décennie 1580, le poids de la discipline semble encore être renforcé, pour devenir une marque du changement confessionnel. Il n'empêche. Les mobilités sociales et spatiales traditionnelles, faisant souvent fi des frontières religieuses, permettent aux fidèles de s'accommoder de différentes manières des changements imposés. Le lecteur pourra regretter, parfois, que le contrepoint catholique (notamment dans les États territoriaux limitrophes des espaces étudiés) ne soit pas toujours explicité. Il reste que cette étude convainc pleinement à considérer les combats de et contre Carnaval comme l'un des terrains visibles de l'affrontement religieux et de la construction des cultures confessionnelles à l'époque moderne.

Marion Deschamp, Metz

Eveline Szarka, *Sinn für Gespenster. Spukphänomene in der reformierten Schweiz (1570–1730)*, Wien: Böhlau, 2022 (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 12), 356 Seiten, 10 Abbildungen.

Wahrnehmungen des Übersinnlichen können über eine Gesellschaft mindestens ebenso viel aussagen wie die von ihr hervorgebrachten Objekte und Praktiken. Denn ob man vermeintlich übernatürliche Phänomene auf Hexerei, Zauberei, Ausserirdische, Dämonen oder eben Geister zurückführt, hängt eng mit den ihr zugrunde liegenden Glaubenssystemen zusammen. Offensichtlich wird dies im Zeitalter der Konfessionalisierung, als sich die Jenseitsvorstellungen mit der reformierten Lehre wandelten und man demnach eigentlich keine Geister von armen Seelen mehr hätte wahrnehmen können. Entgegen der landläufigen These einer zunehmenden «Entzauberung der Welt» (Max Weber) sahen sich jedoch auch Leute in reformierten Gebieten weiterhin mit Gespenstern konfrontiert, doch wurden sie von den politischen und religiösen Obrigkeiten nun anders interpretiert, nämlich als dämonische Vorspiegelungen. In ihrer bei Francisca Loetz an der Universität Zürich erstellten Dissertation lotet Eveline Szarka dieses Spannungsverhältnis zwischen dem obrigkeitlichen Dogma und den vielfältigen Manifestationen des Geisterglaubens in der Bevölkerung der reformierten Orte Zürich, Bern und Basel aus.

Das Lesevergnügen beginnt beim buchstäblich «geist-reichen» Vorwort, in dem die Autorin mit viel Wortwitz schildert, wie sie zu ihrem Thema gefunden hat. Auch die nachfolgenden Kapitel lesen sich flüssig und sind grösstenteils in einer einfachen, ver-

ständlichen Sprache geschrieben. Die Lektüre eignet sich somit nicht nur für ein Fachpublikum, sondern dürfte auch einer breiteren Öffentlichkeit interessante Einblicke in das komplexe Glaubenssystem der frühen Neuzeit vermitteln. Unterstützt wird dies dadurch, dass das Buch auf ausufernde Theoriediskussionen verzichtet; lediglich am Rand wird an praxisorientierte Kulturtheorien (S. 26–32) sowie an Kultursemiotik (S. 57–59) und Sprechaktheorie (S. 87 f.) angeknüpft. Auf geschickte Weise schlägt die Autorin hier eine Brücke zu ihrem germanistischen Nebenfach. Vermutlich könnte man ihre Untersuchungsergebnisse aber auch ohne diese linguistischen Exkurse gut nachvollziehen.

Ebenso klar wie die Sprache ist die Gliederung der Arbeit. Die Einleitung erläutert die Fragestellung, subsumiert den Forschungsstand und beleuchtet die verwendeten Quellen. Neben theologischen Traktaten, Predigten und Mandaten benutzt Szarka vor allem Untersuchungsakten konkreter Spukfälle. Diese breit gefächerte Quellenbasis ermöglicht ihr die analytische Gegenüberstellung von protestantischen Normen mit dem «gelebten Glauben» (S. 13). Auch die Eingrenzung des Untersuchungszeitraums auf 1570 bis 1730 wird in der Einleitung einleuchtend begründet. Zwingli selbst hatte sich noch kaum mit Gespenstern beschäftigt; erst in der nachfolgenden Generation intensivierte sich der reformierte Diskurs über Geistererscheinungen. Fortan wurden entsprechende Erlebnisse eingehend untersucht und gedeutet. Aus der Abnahme von dokumentierten Fällen in den Archiven liest Szarka ab, dass das obrigkeitliche Interesse in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zu schwinden begann. Die lange Zeitspanne soll verdeutlichen, «dass die Reformation kein einmaliges Ereignis darstellte, sondern vielmehr im Sinne einer *long reformation* als Prozess verstanden werden muss, der sich über Jahrhunderte erstreckte» (S. 14).

Als Ausgangspunkt für ihre Untersuchung fasst Szarka im zweiten Kapitel die Grundzüge des mittelalterlichen Gespensterglaubens zusammen, als Geister noch vorwiegend als unerlöste Seelen von Verstorbenen galten. Damit kontrastiert sie anschliessend die reformierte Sichtweise, die sich erstmals ausführlich in Ludwig Lavaters berühmtem Gespensterbuch aus dem Jahr 1569 manifestierte. Im dritten Kapitel erläutert Szarka die theologischen Grundlagen dieser Betrachtungsweise: Wie erwähnt konnte es sich bei Gespenstern nicht mehr um unerlöste Seelen handeln, weil die Reformatoren die Lehre vom Fegefeuer ablehnten. Doch auch die reformierten Theologen verhielten sich gegenüber Spukphänomenen nicht grundsätzlich skeptisch; vielmehr betrachteten sie Gespenster als Vorspiegelungen des Teufels. Da dieser in ihrem Verständnis allerdings nur mit Gottes Willen handeln konnte, interpretierten sie Geistererscheinungen – wie andere sogenannte «Wunderzeichen» – entweder als Warnung oder Strafe. In beiden Fällen sollten die Betroffenen zu einem gottgefälligen Leben animiert werden.

Das vierte Kapitel widmet sich der Frage, wer wann wo und mit welchen Sinnen Gespenster wahrnahm. Dem Seh Sinn kam dabei eine ausserordentliche Bedeutung zu, doch wurden die meisten Spukphänomene eher als Unruhe wahrgenommen: Die Betroffenen berichten, dass sie etwas Ungewöhnliches gehört oder gespürt hatten oder dass Objekte sich bewegten. Die vielen geschilderten Fallbeispiele lassen erahnen, wie intensiv die Autorin die örtlichen Archive durchforstet hat. Da viele Vorkommnisse an mehreren Stellen im Buch aufgegriffen werden, wäre neben dem Quellenverzeichnis, das die benutzten Bestände lediglich pauschal aufführt, zusätzlich eine detaillierte Liste der gefundenen Fälle hilfreich gewesen. Von einem derartigen Nachschlagewerk hätte auch die weitere Forschung enorm profitieren können.

Das fünfte Kapitel behandelt die verschiedenen frühneuzeitlichen Interpretationsmuster. In der Regel deuteten die reformierten Geistlichen das Erscheinen von Geistern als Bestrafung von sündhaften oder Bewährungsprobe für tugendreiche Menschen; daneben gab es aber durchaus Fälle, die schon von Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als Einbildung oder Betrug angesehen wurden. Abschliessend werden im sechsten Kapitel die Mittel beleuchtet, mit denen man Geister zu vertreiben versuchte. Während die Obrigkeit dazu aufrief, auf Spukphänomene nur mit Gebeten und Geduld zu reagieren, behelfen sich Betroffene auch mit Amuletten oder Ritualen, bei denen sie semi-professionelle Geisterbeschwörerinnen oder Geisterbeschwörer hinzuzogen. Szarka erklärt dies damit, dass das theologische Angebot an Bewältigungsstrategien nicht ausreichte, wodurch ein Markt für Expertinnen und Experten entstand, die ausserhalb des obrigkeitlich vorgeschriebenen Rahmens operierten.

Weit über das eigentliche Thema der frühneuzeitlichen Geistererscheinungen hinaus bietet die Arbeit von Eveline Szarka einen tiefgründigen Einblick in das komplexe Glaubenssystem der reformierten Theologie. Für weitere Forschungen wäre es nun spannend, ihre Ergebnisse mit den Wahrnehmungen und Deutungen von Spukphänomenen in den katholischen Orten der Eidgenossenschaft zu vergleichen, um spezifisch konfessionelle oder allgemein frühneuzeitliche Interpretationsmuster herauszuarbeiten. Dabei sollten auch weitere als übernatürlich interpretierte Phänomene miteinbezogen werden, sind doch beispielsweise Parallelen zum Verlauf der Hexenverfolgungen unübersehbar. Ebenso reizvoll wäre es, das Thema chronologisch noch weiter zu verfolgen in eine Zeit, die sich über den Begriff der Aufklärung definiert – und trotzdem von Spukphänomenen fasziniert bleibt.

Rainer Hugener, Zürich

Urs B. Leu, **Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733). Pionier der Alpen- und Klimafor-**schung, Zürich: Chronos, 2022, 226 Seiten, 50 Abbildungen.

2022 jährte sich der Geburtstag des Zürcher Arztes und Naturforschers Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) zum 350. Mal. Dieses Jubiläum nahm Urs B. Leu zum Anlass, um die vorliegende und – so erstaunlich dies klingen mag – die bislang einzige das ganze Leben von Scheuchzer umfassende Biografie des Zürcher Polyhistor vorzulegen. Die Publikation erschien parallel zur Scheuchzer-Ausstellung «Wind und Wetter. Das Klima in Zürich seit der Steinzeit» der Zentralbibliothek Zürich (ZBZ).

In insgesamt 18 Kapiteln behandelt Leu Meilensteine in Scheuchzers Leben und würdigt dessen Forschungen auf den unterschiedlichsten Gebieten. Wie die Titel der ersten Kapitel «Zürich um 1700», «Jugendzeit» und «Studium in Altdorf und Utrecht» veraten, legt der Autor den Fokus zunächst auf das familiäre und gesellschaftliche Umfeld, in dem Scheuchzer aufwuchs sowie auf die für den späteren Naturforscher geistig prägenden Studienjahre. Bis zu Scheuchzers Rückkehr nach Zürich (mit dem Doktorhut auf dem Kopf) bietet vorliegende Biografie in erster Linie eine entschlackte Version der bekannten Scheuchzer-Teilbiografie, die Rudolf Steiger 1927 als Dissertation vorlegte. In den Kapiteln «Die Gesellschaft der Wohlgesinnten» und «Heirat und Familie» präsentiert Leu die bereits länger bekannten Forschungsergebnisse von Kempe/Maissen (zu den «Wohlgesinnten») und die neueren von Bulinsky (zu Scheuchzers Familienverhältnissen und -ökonomie) in kurzer und knapper Form. In den folgenden Kapiteln beleuchtet der Biograf eine Phase in Scheuchzers Leben, die für die Situation von Gelehrten in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft bezeichnend ist. Der Versuch, eine «[ä]rztliche Praxis»

aufzubauen und mit «Lehraufträge[n] und Lehrbücher[n]» eine Existenzgrundlage für sich und die Familie aufzubauen, gelang nur leidlich. Die wenig aussichtsreiche Situation in der Heimat (anderen geistigen Grössen der Zeit wie Albrecht von Haller sollte es später gleich ergehen) bewirkte, dass sich Scheuchzer auf «Stellensuche im Ausland» begab. Ausführlich und in den Worten der Protagonisten zeichnet Leu die Verhandlungen zwischen Scheuchzer und Leibnitz nach und macht dadurch das jahrelange Hin und Her erfahrbar, das zu Beginn der 1710er Jahre beinahe dazu geführt hätte, dass die Zürcher den herausragendsten Gelehrten ihrer Zeit an den Zarenhof nach St. Petersburg verloren hätten. In den Kapiteln 10 bis 17 befasst sich der Autor dann intensiv mit Scheuchzers unermüdlicher und vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit. Diese reicht von Scheuchzers Engagement als «Kurator der Bibliothek und des Museums» in Zürich über seine «Alpenreisen» bis hin zu den unter anderem aus den empirischen Forschungsexkursionen in die Alpen resultierenden Publikationen: den «[...] Itinera alpina», der «Schweizer Karte» und der «Natur-Historie des Schweitzerlands». Ebenfalls in je einem Kapitel geht Leu auf Scheuchzers Forschungen auf dem Gebiet der «instrumentellen Meteorologie» – auf dem Letzterer als Schweizer Pionier gelte –, der Paläontologie und der Sintfluttheorie sowie der Physikotheologie ein.

Leu nimmt beim Aufbau seiner Kapitel eine leser:innenfreundliche Dreiteilung vor. Jedes Kapitel beginnt der Autor mit einem kurzen Abriss der damaligen Verhältnisse, indem er etwa auf die soziopolitische oder die ökonomische Situation in Zürich oder aber die zeitgenössischen Wissenschaftsdebatten Bezug nimmt. Anschliessend geht der Autor jeweils ausführlich auf Scheuchzers Situation oder auf die von ihm angewandte Methode und die daraus resultierenden Forschungsergebnisse ein. Am Ende jedes Kapitels folgt ein kurzer Ausblick. In diesem thematisiert Leu entweder, was sich an Scheuchzers persönlicher, beruflicher, finanzieller etc. Situation noch verändern sollte oder aber, wie Scheuchzers wissenschaftliche Erkenntnisse von der Nachwelt bewertet wurden und welche Bedeutung ihnen heute noch zukommt. Der Autor trägt den Ansprüchen der heutigen geschichtswissenschaftlichen Forschung Rechnung, wenn er insbesondere Scheuchzers zahlreiche Irrtümer (Existenz von Drachen; vermeintliches Fossil eines Menschen, der während der Sintflut umgekommen sei) weder beschönigt noch kleinredet und so das Bild des Fackelträgers der Zürcher Aufklärung kritisch komplettiert.

Leus Biografie vermittelt ein differenziertes und dank der zahlreichen (teilweise jedoch etwas zu lang geratenen) Zitate aus Briefen, Manuskripten und Druckschriften ein äusserst lebendiges Bild des Zürcher Polyhistor. Der Entscheid, die Biografie entlang thematischer Schwerpunkte aufzubauen und nicht dem zeitlichen Lauf eines Lebens zu folgen, ist nicht als Nachteil zu werten – gleichwohl würde eine Zeittafel im Anhang die Orientierung auf der Zeitachse massiv vereinfachen und die Biografie um ein praktisches Arbeitsinstrument bereichern. Das vorliegende Werk schliesst eine gewichtige Lücke in der Scheuchzer-Forschung. Dies nicht nur, weil nun endlich eine umfassende Biografie des Zürcher Naturforschers vorliegt, sondern auch, weil es der Biograf versteht, den aktuellen Forschungsstand verständlich und kondensiert auf den Punkt zu bringen. Bis sich also wieder jemand ernsthaft an eine Scheuchzer-Biografie wagen kann, wird wohl noch viel Wasser an der ZBZ vorbeifliessen – wengleich deren Bestände noch Stoff für zahlreiche weitere Kapitel und Episoden aus Scheuchzers Leben und Schaffen sowie über seine (insbesondere politischen) Engagements hergeben würden.

Janik Hug, Bern

David Aeby, *La Compagnie de Jésus de part et d'autre de son temps de suppression: les jésuites à Fribourg en Suisse aux XVIII^e et XIX^e siècles*, Padova: Padova University Press, 2020, 501 Seiten.

Wie schreibt man Geschichte über eine Leerstelle hinweg? Die Gesellschaft Jesu gab es bekanntlich zweimal. Nach seiner päpstlichen Anerkennung 1540 wurde der Orden 1773 von Clemens XIV. aufgehoben, bevor er 1814 von Pius VII. wieder zugelassen wurde. Im Zuge der Öffnung der ordenseigenen Geschichtsschreibung gegenüber der Geschichtswissenschaft (Stichwort: *désenclavement*) sind in den letzten beiden Jahrzehnten sowohl die alte wie die neu gegründete Gesellschaft in methodisch teilweise äusserst innovativen Arbeiten erforscht worden. Weitgehend unbeantwortet blieb bisher die Frage, was die alte mit der neuen Gesellschaft zu tun hatte. Dafür müsste die Lücke zwischen 1773 und 1814 geschlossen werden, was sich mangels zentraler Archivbestände als schwierig erwiesen hat. Das Unterfangen gelingt angesichts der organisatorischen Diskontinuität eigentlich nur, wenn man sich auf ein kleinräumiges Territorium beschränkt und die Geschichte der Gesellschaft Jesu über die beiden Zäsuren hinweg auf Grundlage disparater Archivbestände zu rekonstruieren versucht. Genau das ist das Ziel, das sich David Aeby mit dieser an der Universität Freiburg im Üechtland und der *École des hautes études en sciences sociales* verteidigten Dissertation gesetzt hat.

Wie der Autor in der Einleitung darlegt, will er eine «Mikrogeschichte» der Freiburger Jesuiten in der Sattelzeit verfassen. Seinen Ansatz leitet er einerseits von jüngsten Forschungen zum Jesuitenorden, andererseits von den Klassikern der französischen und italienischen Mikrogeschichte ab. Durch den Fokus auf das Kleinteilige verspricht sich Aeby, die Geschichte der Jesuiten in ihren Kontinuitäten, aber auch in ihren langfristigen Entwicklungen über das Zeitalter ihrer offiziellen Nichtexistenz hinweg aufarbeiten zu können. Mit Hilfe von Quellen aus religiösen und weltlichen Institutionen, die heute in Freiburg, Zürich, München sowie dem Vatikan aufbewahrt werden, will der Autor aufzeigen, dass der Jesuitenorden von Bruchlinien durchzogen war, die nicht nur zwischen Rom und der Peripherie verliefen, sondern auch innerhalb der einzelnen Provinzen und Häuser, die sich in sehr unterschiedliche lokale Kontexte einfügten. In seiner Fallstudie führt der Autor das Konzept der *inscription* ein, um zu veranschaulichen, wie sich Jesuiten vor, während und nach der Aufhebung ihres Ordens in die Freiburger Gesellschaft einschrieben.

Der erste und längste der drei Hauptteile ist der sozio-politischen Verortung der Freiburger Jesuiten gewidmet. Aus Sicht der Freiburger Führungsschicht bestand der primäre Wert der Jesuiten darin, dass sie mit dem Collège Saint-Michel die einzige Institution für höhere Bildung im Kanton betrieben. Der Auflösung des Jesuitenordens 1773 begegnete die Freiburger Elite deshalb, indem sie das Kolleg unter weltliche Herrschaft stellte und die ehemaligen Jesuiten als Weltkleriker weiter unterrichten liess. Diese relative Kontinuität erleichterte im 19. Jahrhundert nicht nur die Reetablierung des Ordens, sondern verlieh dem Kolleg auch eine internationale Strahlkraft: Dank eines Pensionats für Sprösslinge wohlhabender belgischer und französischer Familien wurde Freiburg zu einem Anziehungspunkt für die restliche frankophonen Welt, in der die Lage der Jesuiten auch nach 1814 prekär blieb. Auf diese Ereignisgeschichte folgen quantitative Auswertungen zum Personal des Kollegs. Dabei verdeutlicht sich ein weiteres Mal, wie sich das Collège von einer höchstens mittelgrossen regionalen Institution im 18. Jahrhundert zu einem «grand centre jésuite» (S. 96) des 19. Jahrhunderts entwickelte. Der Teil wird abgeschlossen durch aufschlussreiche Analysen der wirtschaftlichen und sozialen Bezie-

hungen, die einzelne Jesuiten mit der Stadt und dem Kanton pflegten – etwa als Betreiber einer Apotheke oder als Gelegenheitsdiplomaten während ihrer Wanderjahre innerhalb der oberdeutschen Provinz. Der Autor fasst diese Verflechtungen mit Ansätzen aus der französischen Sozibilitätsforschung und weist dabei auch auf die schwierige Vereinbarkeit dieser weltlichen Händel mit den Idealen des Ordens hin.

Der zweite Teil vertieft die Analyse der Beziehungen zwischen Orden und Freiburg mit einem Fokus auf das Kulturleben. Aeby konzentriert sich dabei auf die Bibliothek, die Studienpläne des Kollegs und gesellschaftliche Anlässe wie die Diplomfeiern mit Theateraufführungen, die regelmässig ein städtisches Publikum ins Kolleg lockten. In allen drei Bereichen dominierte ein Konservativismus, der allerdings gewisse Adaptionen nicht ausschloss. Das gilt etwa für die Zentralität des Lateinischen, die von der römischen Zentrale bis weit ins 19. Jahrhundert verteidigt wurde. Die Freiburger Jesuiten hingegen öffneten sich auch auf Wunsch der städtischen Elite den modernen Fremdsprachen, die zusehends an Bedeutung in den Studienplänen und im Angebot der Bibliothek gewannen. Es wäre jedoch verfehlt, die städtischen Eliten als Innovatoren und die Jesuiten als Bewahrer zu sehen. Aeby kann nachweisen, dass es in gewissen Bereichen des Studienplans durchaus Reformansätze einzelner Jesuiten gab, die jedoch auch auf Bestreben der Freiburger Führungsschicht nie umgesetzt wurden. Gerade im 19. Jahrhundert blieb diese der klassischen *Ratio studiorum* des Ordens genauso verpflichtet wie die Mehrheit der Jesuiten vor Ort. Insgesamt drängt sich dem Rezensenten der Verdacht auf, dass die alte Gesellschaft Jesu weitaus innovationsfreudiger war als die Neugründung im 19. Jahrhundert, die viel von der Adaptationsfähigkeit der ursprünglichen Jesuiten eingebüsst hatte. Das zeigt sich nicht zuletzt bei den öffentlichen Theateraufführungen, die nach der Restauration weit weniger den Geschmack des Publikums zu treffen schienen als noch im 18. Jahrhundert.

Die abnehmende Anpassungsfähigkeit zeigt sich auch im dritten und letzten Teil der Studie, die der jesuitischen Religiosität gewidmet ist. Der Teil beginnt mit der ordenseigenen Spiritualität. Aeby arbeitet hier die typisch jesuitischen Lese- und Schreibpraktiken auf, mit denen über Zeit und Raum ein Korpsgeist hergestellt wurde. Interessant ist hier insbesondere, wie die ordenseigene Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert das informelle Fortbestehen im Zeitalter der Aufhebung als Zeichen der göttlichen Vorsehung deutete, womit sich die Freiburger Niederlassung von den ärger gebeutelten anderen Häusern abzuheben versuchte. Nicht minder bemerkenswert sind die ordensinternen Konflikte, die um die Bedeutung des Apostolats entbrannten und sich insbesondere infolge des chronischen Personalmangels im 19. Jahrhundert zuspitzten.

Wie die folgenden Kapitel verdeutlichen, erfreute sich das Apostolat ausserhalb des Kollegs grosser Beliebtheit. Kontakt zu den Lai:innen entstand in der Stadt vor allem während Prozessionen, auf dem Land durch Missionen, die sich jedoch sehr unterschiedlich auf das Kantonsgebiet verteilten. Das religiöse Angebot, das den Gläubigen unterbreitet wurde, kombinierte das Universelle mit dem Lokalen, wie es für den nachtridentinischen Katholizismus insgesamt typisch war. Über die Loretokapelle etwa vermittelten die Jesuiten Freiburg die Möglichkeit der Teilhabe an einer weltumspannenden Frömmigkeitspraktik, die hier durch einen Kirchenbau mit eingepägtem Freiburger Wappen partikularisiert wurde. Die Spannungen zwischen lokalen und römischen Interessen wurden insbesondere in der Heiligenverehrung deutlich. Neben den universellen jesuitischen Heiligen pflegten die Freiburger Patres auch den Kult um Peter Canisius, der 1597 nach 17-jähriger Missionstätigkeit im Kanton im Geruch der Heiligkeit verstorben war. Dessen Lokalkult war geprägt von dem Bemühen, eine von Rom nicht autorisierte Verehrung

aufrechtzuerhalten, ohne gegen das strenge Regelwerk der Kurie zu verstossen, das die Huldigung von nicht heiliggesprochenen Personen zunehmend einschränkte. Mit einem «jeu de dupes entre promotion du culte et respect des prescriptions romaines» (S. 348) konnte ein lokaler Kult gepflegt werden, dessen Regularisierung mittels einer Selig- und Heiligsprechung mangels finanzieller Mittel in weite Ferne rückte (und tatsächlich erst 1864 bzw. 1925 erfolgte). Die Religiosität, die die Jesuiten propagierten, zeichnete sich durch eine barocke Kontinuität aus, die bis ins 19. Jahrhundert anhielt. Gerade am Beispiel der Hagiografien zu Canisius kann Aeby jedoch leichte Verschiebungen nachweisen. Die Viten deuteten den Lokalheiligen im 19. Jahrhundert zusehends zur Speerspitze gegen die Moderne um: Dank seiner Tätigkeit als Missionar gegen den Protestantismus im späten 16. Jahrhundert wurde er zum frühen Wegbereiter des Kampfes gegen die Aufklärung und die Französische Revolution. Canisius verkörperte im Rückblick jenen intransigenten Katholizismus, den sich die Freiburger Jesuiten nach der Restauration auf die Fahnen geschrieben hatten.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Jesuiten, die sich in Freiburg während der Jahrzehnte der Auflösung besser halten konnten als anderswo, letztlich an dieser Unnachgiebigkeit scheiterten. Wie Aeby in einem kurzen Fazit darlegt, zerbrach der Jesuitenorden in Freiburg an seiner globalen Vernetzung und seinem nicht mehr anpassungsfähigen Konservatismus, die ihn auf Kollisionskurs brachten mit einem erstarkenden Liberalismus: in Freiburg bereits ab den 1830er Jahren, ab 1848 auch im neuen Bundesstaat, der die Jesuiten bekanntlich auswies. Noch einmal bestätigt sich, dass die Jesuiten am Vorabend des Sonderbundkrieges eine «logique jusqu'au-boutiste» (S. 61) entwickelten, die dem Orden im 18. Jahrhundert noch fremd war.

Mit dem Anliegen, die Interaktionen der Jesuiten mit ihrem weltlichen Umfeld aus mikrohistorischer Perspektive zu analysieren, ist Aeby's Studie auf der Höhe der aktuellen Forschung zu Ordensgemeinschaften. Anders als die Arbeiten von Christian Windler (2018) und die im Entstehen begriffenen Dissertationen seiner Schüler:innen schreibt Aeby seine Geschichte aber vor allem aus einer sozialgeschichtlichen, weniger aus einer kulturhistorischen Perspektive. Eine solche würde es jedoch erlauben, die Aushandlungsprozesse in den Blick zu nehmen, die aufgrund der normativen Vorgaben der Ordensregel und der römischen Zentrale unweigerlich nötig wurden, sobald Jesuiten mit der «Welt» in Kontakt traten. Aeby's Quellen liefern für einen solchen praxeologischen Zugang vielfältiges Material, wie seine eigenen Überlegungen zum Umgang mit unterschiedlichen ökonomischen Normen im ersten Teil oder den widersprüchlichen Deutungen der *Constitutiones* im dritten Teil beispielhaft zeigen. Der Rezensent bedauert deshalb, dass solche Fragenstellungen zurücktreten hinter quantitative Auswertungen, deren Aussagekraft über den Freiburger Fall hinaus fraglich ist. Zweifellos wären mit einem kulturgeschichtlichen Zugriff die Bruchlinien innerhalb des Ordens, für die sich Aeby ja besonders interessiert, noch stärker in den Vordergrund getreten.

Dieses methodische Monitum schmälert allerdings die inhaltlichen Verdienste dieser Studie keineswegs. Zum Jesuitenorden in der Sattelzeit sind im letzten Jahrzehnt wichtige Sammelbände entstanden, die sich insbesondere mit den Kontinuitäten und Brüchen zwischen alter und neuer Gesellschaft befasst haben. Doch wie Pierre-Antoine Fabre, Zweitbetreuer der Dissertation und seines Zeichens massgeblich verantwortlich für die Aufarbeitung dieser historiografischen Leerstelle (vgl. Fabre und Goujon 2014; Fabre, Goujon und Morales 2016 und 2021; Fabre und Pierre 2022), in seinem Vorwort hervorhebt, wird hier mit zum ersten Mal in einer Monografie systematisch die Geschichte der

Gesellschaft Jesu dies- und jenseits ihrer Aufhebung aufgearbeitet. Der Raum, der für diesen Zweck gewählt wurde, wartet dafür mit reichhaltigen Quellenbeständen auf, die der Autor gewissenhaft ausgewertet und gekonnt aufbereitet hat. Der Kanton Freiburg weist aber auch zahlreiche Anomalien auf, die einen gesamteuropäischen Vergleich erschweren: ländlich, kleinräumig, republikanisch, umzingelt vom viel grösseren und vor allem protestantischen Bern. Wie repräsentativ die hier vorgelegten Ergebnisse sind, werden deshalb – wie es sich für Pionierarbeiten gehört – weitere Studien weisen müssen.

Samuel Weber, Bern

Nadja Ackermann, **Diplomatie und Distinktion. Funktionen eines adligen Selbstzeugnisses der Sattelzeit**, Köln: Böhlau, 2020 (externa, Bd. 14), 247 Seiten, 1 Abbildung.

Angesichts der von der jüngeren Diplomatiegeschichte gepflegten akteurszentrierten Perspektive überrascht es, dass Selbstzeugnisse bislang wenig Eingang in die diplomatische Forschung gefunden haben. Nadja Ackermann hat sich eine sehr bemerkenswerte Quelle vorgenommen, um in diese Lücke zu stossen: das 51-bändige «Journal» des Neuenburger Patriziers Jean-Pierre de Chambrier d'Oleyres (1753–1822). Ziel ihrer Studie ist es, den «Denkrahmen» dieses Diplomaten auszuloten und auf diese Weise den akteurszentrierten Fokus zu schärfen. Zweitens – und auch damit wird ein Desiderat bedient – möchte die Verfasserin einen bezüglich der europäischen Diplomatie bislang unterbelichteten Zeitraum untersuchen, die Sattelzeit im Übergang zur Moderne. Sie nimmt dabei Bezug auf die vom Renaissance entwickelten Idealtypen des «Diplomaten vom *type ancien*» und des «modernen Fachdiplomaten» und weist zurecht darauf hin, dass Untersuchungen über das Selbstverständnis diplomatischer Akteure in der Zeit des Übergangs zwischen den beiden genannten Typen weitgehend fehlen.

Selbstzeugnisse betrachtet die Verfasserin in praxeologischer Perspektive als Resultat bestimmter Schreibpraktiken. Für Chambrier d'Oleyres sei sein Tagebuch ein Mittel der «Buchhaltung des Alltags» gewesen, das heisst der Versuch, über Selbstbetrachtung beim Schreiben und bei der nachträglichen Lektüre der eigenen Aufzeichnungen zu Selbstvergewisserung und Selbstdisziplinierung im Sinne einer Optimierung des eigenen Tuns zu gelangen. Darüber hinaus war das Diarium, das auch als Lektüre für Verwandte gedacht war, ein Medium der Selbstinszenierung seines Verfassers. Chambrier d'Oleyres stellte sich als vorbildlicher Ökonom und als rastloser Vertreter der Interessen seiner Familie dar. Geschickt arbeitet die Verfasserin zudem heraus, wie der Patrizier, der – ganz auf der Höhe der Zeit – die Welt als Kausalsystem betrachtete, mittels rationalen Ressourceneinsatzes traditionelle Ziele verfolgte, und dies auf zwei Ebenen. Einerseits sei Chambrier d'Oleyres um den Ausbau materiellen, sozialen und symbolischen Kapitals seines Familienverbandes bemüht gewesen, andererseits habe er aber auch nie aus den Augen verloren, sich selbst möglichst vorteilhaft innerhalb seiner Familie zu positionieren. Die Verfasserin bezeichnet dieses Vorgehen als «Ökonomie der doppelten Distinktion».

Der diplomatische Dienst für die preussische Krone war der Weg, um dieses soziale Doppelziel zu erreichen. Die Laufbahn Chambrier d'Oleyres' war insoweit ungewöhnlich, als er sehr lange auf seinem ersten Dienstposten verblieb: Von 1780 bis 1798 wirkte er als *envoyé extraordinaire et plénipotentiaire* des preussischen Königs am Turiner Hof, den er erst nach dem Einmarsch der französischen Armee wieder verliess, um sich anschliessend für einige Jahre auf seinen Landsitz in Comondrèche am Neuenburger See zurückzuziehen. 1805 wurde er als preussischer Gesandter bei der Eidgenossenschaft akkreditiert (bis 1816) und 1814 zusätzlich zum preussischen Gouverneur von Neuenburg ernannt. Dieses

Amt übte er bis zu seinem Tod aus. Als Diplomat verstand er sich als Diener, der mit seinem Herrn ein reziprokes Gabentauschverhältnis einging, das seinem doppelten Distinktionsstreben dienlich, aber auch mit Risiken verbunden war. Denn er musste in seinen Dienst vor allem finanzielles Kapital investieren, in der Hoffnung, zu einem nicht bestimmbareren Zeitpunkt Gegenleistungen, vor allem in Form symbolischen Kapitals, zu erhalten. In dieser Hinsicht weitgehend dem Diplomaten vom *type ancien* entsprechend, bediente er sich zur Durchsetzung seiner Ziele der «mentalen Werkzeugkiste, die ihm das Jahrhundert der Aufklärung bereitstellte» (S. 241). Einerseits inszenierte er sich als um das Gemeinwohl besorgter Patriot (als *patria* ist hier das Fürstentum Neuenburg als Teil der preussischen Monarchie zu verstehen), andererseits verstand er sich als «Optimierer» des Familiensystems, der geschickt sich bietende Chancen nutzte, systematisch vorging und ökonomisch verantwortlich agierte. Nadja Ackermann bezeichnet diese «Symbiose von traditionellem Denkraum und Optimierungsbestrebungen» als «progressiven Traditionalismus» (S. 243).

Die besondere Leistung der Autorin besteht darin, mittels ihres exzeptionellen Quellenbestands konsequent die Perspektive des von ihr untersuchten Akteurs zu rekonstruieren und nach seinen Handlungsmotiven, seiner Weltsicht und seinem Selbstverständnis zu fragen. Der Dienst in der Diplomatie wird hier über weite Strecken zum Mittel zum Zweck der Distinktionsziele, womit die Verfasserin ein weit realistischeres Bild vom Denken eines diplomatischen Akteurs zeichnen dürfte als Arbeiten, die *a priori* die Dienstrolche von Diplomaten an erste Stelle setzen. Hinzu kommt in diesem Fall, dass die Turiner Gesandtschaft wenig makropolitische Herausforderungen bot. Besonders interessant ist der Ausblick der Autorin auf Transformationsprozesse der Diplomatie in der Sattelzeit. Sie plädiert dafür, diese stärker auf der Ebene personaler Akteure zu untersuchen. Wie diese mit der sich verändernden Umwelt und sich wandelnden Rahmenbedingungen umgingen und so Wandlungsprozesse in der Diplomatie *volens nolens* mitgestalteten, ohne bereits dem Idealtypus des modernen Fachdiplomaten zu entsprechen, ist in der Tat ein sehr lohnendes Unterfangen. Die Verfasserin betont zudem, dass die Transformation zum modernen Fachdiplomaten ein sehr viel längerer Prozess gewesen sein dürfte, als er aus der klassischen Makroperspektive erscheine. Die Sattelzeit der Diplomatie würde demnach weit in das 19. Jahrhundert reichen.

Nadja Ackermann hat eine mustergültige Analyse des Selbstbilds, der Selbstinszenierung und der *agency* von Diplomaten in einem von grundlegenden Transformations gekennzeichneten Zeitraum vorgelegt sowie die Selbstzeugnisforschung und die akteurszentrierte Perspektive auf die Diplomatie geschickt miteinander verbunden. Natürlich handelt es sich *nur* um eine Fallstudie, deren Ergebnisse durch weitere Forschungen einzuordnen sind; dies ist auch der Verfasserin bewusst, die sorgfältig zwischen Forschungsergebnissen, Thesen und weiterführenden Anregungen unterscheidet. Auf allen drei Ebenen liefert Nadja Ackermanns Dissertation wichtige Ergebnisse und Hinweise; sie setzt damit Massstäbe für weitere Arbeiten zur Sattelzeit der Diplomatie.

Hillard von Thiessen, Rostock

Alessandro Ratti, Vincenzo Dalberti. *Una vita per il Ticino*, Locarno: Armando Dadò editore, 2021 (coll.: L'Officina, vol. 39), 259 pages, 24 illustrations.

Cet ouvrage, issu d'un mémoire de maîtrise soutenu par Alessandro Ratti à l'Université de Fribourg en 2016, vient enrichir la littérature sur la naissance du canton du

Tessin, un sujet qui a connu un discret succès éditorial ces dernières années.⁸ Toutefois, à la différence des publications les plus récentes sur le sujet, Ratti s'intéresse moins aux événements et aux dynamiques de la création du canton qu'à la vie d'un de ses acteurs les plus influents, l'abbé Vincenzo Dalberti (1763–1849). Ratti analyse ainsi la biographie de l'ecclésiastique tessinois dans l'objectif de mettre en évidence les traits marquants de son action politique et de sa pensée à travers un double prisme, celui de son catholicisme et de son amour pour la liberté.

Vincenzo Dalberti naît à Milan le 20 février 1763 dans une famille d'émigrés originaire d'Olivone, au Val Blenio. Sa santé fragile lui empêche de suivre la carrière paternelle de chocolatier, mais ses qualités intellectuelles et sa propension à la vocation sacerdotale lui ouvrent la voie des études, d'abord chez les Barnabites puis aux écoles de Brera, où il approfondit sa formation théologique. Confronté à l'impossibilité d'obtenir une charge pastorale satisfaisante à Milan, il finit par s'établir à Olivone en 1798, où il détenait un modeste bénéfice ecclésiastique depuis sa première visite dans le village, une quinzaine d'années plus tôt. Son établissement au Val Blenio coïncide avec les bouleversements institutionnels de la Révolution helvétique, une situation exceptionnellement stimulante pour le jeune et brillant abbé, correspondant de Paul Usteri et de Frédéric-César de La Harpe. Il s'investit alors intensément dans la vie politique. Discret sous l'Helvétique, notamment à cause de l'interdiction pour les ecclésiastiques d'exercer des charges publiques, il s'affirme comme la figure la plus marquante du gouvernement tessinois sous la Médiation, dès la création du nouveau canton. Après avoir été mis aux marges au début de la Restauration, il revient sur le devant de la scène en qualité de Secrétaire d'État entre 1817 et 1830 et intègre à nouveau le gouvernement cantonal pendant la Régénération. La prise de pouvoir (armée) par les Radicaux en 1839 met fin à sa carrière politique, en le condamnant d'abord à l'opposition et enfin à la marginalité, sa vision politique ne trouvant plus d'appuis dans un contexte culturel, institutionnel et idéologique radicalement transformé par rapport au jeune Tessin né de la Médiation napoléonienne.

Plutôt qu'un récit événementiel, Ratti propose une analyse biographique basée principalement sur la riche correspondance de Dalberti, dans laquelle la vie et les idées de ce dernier s'alternent avec des ancrages contextuels sur les événements, la culture et la vie intellectuelle de l'époque, dans un jeu d'échelles entre le niveau proprement local et celui, plus vaste, du continent. Le résultat est un récit avec une structure chronologique, de la naissance à la postérité de Dalberti, axé autour des trois valeurs qui – selon l'auteur – auraient caractérisé la figure de l'homme politique tessinois, à savoir la foi, la patrie et la liberté. Ce récit – entravé parfois, cela soit dit en passant, par un recours fréquent à de longues citations des sources – est encadré par la présentation de Silvia Arlettaz et la préface de Fabrizio Panzera, qui permettent respectivement de clarifier l'approche de Ratti et de situer les étapes de la vie de Dalberti dans les événements politiques tessinois de la première moitié du XIX^e siècle. Le livre inclut en outre une brève présentation de l'émigration du Val Blenio à l'époque moderne, basée entièrement sur la littérature secondaire et qui intéressera surtout un public non spécialiste. Comme pour d'autres publications récentes de la collection *L'Officina* des éditions Dadò, le lecteur ne trouvera en revanche pas d'index, qui aurait pourtant été bienvenu au vu du sujet.

⁸ Voir notamment Heinrich Zschokke, *La guerra civile nella Svizzera italiana*, éd. par Marco Schnyder, Locarno 2017 (coll. *I Cristalli*, vol. 46) et Manolo Pellegrini, *La nascita del cantone Ticino. Ceto dirigente e mutamento politico*, Locarno 2020 (coll. *L'Officina*, vol. 35).

Bien que Vincenzo Dalberti soit la figure la plus étudiée parmi les «pères fondateurs» du Tessin (à l'exception peut-être de Giovanni Battista Quadri), l'ouvrage de Ratti présente un double intérêt. D'un côté, il s'agit de la première étude approfondie à caractère scientifique de la vie de Dalberti, allant au-delà des événements marquants de sa vie pour essayer d'en saisir l'essence, les valeurs et les convictions, mais aussi les limites de son action politique. D'un autre côté, le livre permet de populariser la figure de Dalberti auprès du grand public, auquel s'adresse aussi l'ouvrage. Il présente ainsi une figure oubliée malgré son rôle cardinal dans l'histoire du canton tout en dépassant les positions partisanes et hagiographiques d'autres biographies dédiées à l'abbé, en particulier dans la presse politique et régionale. Le travail de Ratti est donc aussi – et peut-être surtout – un engagement civique, d'autant plus louable si l'on tient compte de l'appauvrissement vécu par la culture politique tessinoise au cours des trente dernières années.

Néanmoins, le lecteur familier avec les derniers développements historiographiques sur les Lumières ne pourra pas s'empêcher de se demander si la grille de lecture basée sur le triptyque «foi, patrie, liberté», qui fait ressortir des pistes interprétatives intéressantes, n'en cache pas d'autres qui auraient pu être plus pertinentes et fertiles pour la compréhension de la figure de Dalberti. Certes, Ratti évite le piège – courant dans l'historiographie tessinoise – de définir l'homme politique par rapports aux camps libéral et conservateur, et s'efforce plutôt de mettre en évidence l'originalité de sa pensée. Mais en cristallisant son interprétation autour des valeurs «foi, patrie, liberté», Ratti relègue en arrière-plan la place occupée par les Lumières dans la pensée et l'action réformatrice de Dalberti. Sur la base d'une littérature introductive datée, il réduit les Lumières à une sorte d'humus constitué dans la jeunesse de l'abbé duquel auraient germés ses valeurs ultérieures. Mais on est justement en droit de se demander si les convictions et l'action réformatrice de l'abbé, formées dans la Milan du *Caffè* et de l'*Accademia dei Pugni*, inclassables d'après les catégories politiques du XIX^e siècle, honnies à tour de rôle par les conservateurs et les libéraux suivant la conjoncture politique, ne devraient pas être expliquées par son adhésion aux Lumières, et plus spécifiquement à ce que la littérature récente appelle les «Lumières catholiques». Plus qu'un *cattolico liberale*, comme l'avait défini Panzera dans la presse politique tessinoise il y a une vingtaine d'années,⁹ Dalberti semble être un *illuminista cattolico*, comme nombre d'autres ecclésiastiques de la péninsule italienne et des cantons suisses, à l'image du chanoine Charles-Aloyse Fontaine (1754–1834) et du père Grégoire Girard (1765–1850), deux contemporains de Dalberti, représentants fribourgeois des Lumières catholiques et protagonistes d'une étude récente de l'historien Damien Savoy.¹⁰

Malgré la fascination pour la figure de Dalberti dont Ratti fait preuve au fil du travail et nonobstant les doutes évoqués ci-dessus par rapport à son approche, l'ouvrage se fait tout de même remarquer par son ampleur et sa rigueur. Le livre ne bénéficiera donc pas seulement au grand public, mais aussi à la recherche sur la construction du canton du Tessin, un domaine dans lequel il restera une référence incontournable dans les années à venir – en attendant qu'une autre historienne ou un autre historien relève le défi d'étudier Vincenzo Dalberti à travers le prisme des Lumières catholiques.

Damiano Bardelli, Lausanne

⁹ Fabrizio Panzera, L'abate Dalberti, un cattolico liberale, in: *Popolo e Libertà* 23, 2003, p. 11.

¹⁰ Damien Savoy, *Les Lumières catholiques à Fribourg. Trajectoires et actions réformatrices des prêtres éclairés Charles-Aloyse Fontaine et Grégoire Girard*, Neuchâtel 2022.

Bouda Etemad, *De Rousseau à Dunant. La colonisation et l'esclavage vus de Genève*, Lausanne: Antipodes, 2022, 232 pages.

Professeur honoraire à l'Université de Lausanne, Bouda Etemad est connu et apprécié pour sa volumineuse production académique au sujet de l'histoire (surtout économique) de la colonisation. Il a notamment donné une impulsion remarquable à la recherche dans ce domaine en Suisse, et ce bien avant la 'guerre des statues' de 2020 qui a contribué à 'populariser' la problématique du passé colonial helvétique. Deux moments marquants peuvent être relevés. Dans un premier temps, avec Thomas David, il a esquissé dans plusieurs articles les contours empiriques et théoriques d'un impérialisme helvétique basé sur l'expansion capitaliste (années 1990). Ensuite, avec aussi l'apport de Janick Marina Schaufelbuehl, il a publié l'ouvrage *La Suisse et l'esclavage des Noirs* (Lausanne: Antipodes, 2005), véritable référence historiographique de nos jours. Le tout a été accompagné, dans la dernière vingtaine d'années, d'autres publications au sujet de l'histoire coloniale européenne et de ses retombées ou héritages dans le monde.

Etemad nous livre maintenant l'aboutissement de son dernier effort d'analyse et de synthèse, abordant un terrain relativement inédit pour lui: une histoire de la pensée coloniale à Genève. Dans son nouvel ouvrage, l'auteur passe en revue, suivant un ordre essentiellement chronologique, les «hommes de lettres» genevois qui, entre le milieu du XVIII^e et le début du XX^e siècle, ont écrit au sujet de l'esclavage et de la colonisation. «Ne l'ayant pas fait, Carl Vogt, Emile Yung et Eugène Pittard [...] n'apparaissent pas dans cette liste» (p. 12, note 13), précise-t-il. La liste est quand même très riche: elle comprend Jean-Jacques Rousseau, Jean-François Butini, Jean Trembley, Étienne Clavière, Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi, Henri de Saussure, Henri Gaullier, Arthur de Claparède, Alfred Bertrand, Léopold de Saussure, Gustave Moynier, René Claparède et Henry Dunant.

Chapitre après chapitre, Etemad resitue les acteurs-auteurs sélectionnés dans leur contexte familial, social ou encore intellectuel, tout en montrant leurs réseaux transnationaux d'affaires et d'échanges. Cela lui permet d'analyser leurs écrits sur la colonisation et l'esclavage à la lumière d'un contour historique richement étoffé et bien défini. La mise en perspective des sources et leur fin traitement donnent lieu à une analyse complexe et nuancée. Ce que cette analyse relève, au fond, c'est une tension permanente entre contradiction et harmonie: autant les idées émises par les Genevois étudiés que leurs pratiques sur le terrain sont sujettes à cette tension. Ainsi, comme le souligne l'auteur dans ses conclusions, il est tout à fait admissible qu'un esclavagiste et un antiesclavagiste fassent bon ménage ensemble, ou encore que les abolitionnistes soient favorables à la colonisation, voire racistes. Tourné dans un sens ou dans l'autre, en somme, le discours produit à Genève est «un discours justificatif de l'expansionnisme européen» où tout le monde s'y retrouve, et non seulement les personnalités «à la face sombre» qui vont aujourd'hui «à l'encontre de la morale ambiante»; d'où une invitation à ne pas «condamner» ou «censurer», mais à «étudier» ces «hommes du passé» (p. 213).

On peut regretter – ou pas – que l'ensemble de l'ouvrage, à part le chapitre sur René Claparède, se base sur des sources publiées et pour la plupart déjà étudiées. Certes, le mérite d'avoir réuni et condensé cet ensemble documentaire souvent marginal et dispersé n'est pas sujet à discussion. De plus, le fil rouge et le style d'écriture d'Etemad rendent la lecture très instructive et agréable. Cependant, presque rien de nouveau n'est versé sur le dossier. Et les références mobilisées sont parfois caduques. Le chapitre sur Gustave Moynier, par exemple, présente des erreurs factuelles principalement issues d'un mémoire de 1958, alors que la consultation de travaux récents, pourtant mentionnés, aurait permis de

corriger la donne. Ainsi, le «Comité national suisse pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique centrale» (au sein duquel, au passage, on ne retrouve pas Henry Dunant; p. 204) ne s'est pas «dissout en novembre 1879» (p. 156), mais a continué ses activités au moins jusqu'en janvier 1881. Ou encore, affirmer que «*L'Afrique explorée et civilisée* peut être considéré[e] comme la seule revue coloniale qu'ait possédée la Suisse» (p. 159) est une considération quelque peu précipitée, car le bimensuel bâlois *Geographische Nachrichten*, consacré à l'ensemble du globe, n'était pas très différent au niveau de contenus. Sur un autre versant, quelques approximations grossières auraient pu être évitées: le missionnaire François Coillard, auquel Alfred Bertrand consacre son admiration, n'est pas un «prêtre» (p. 136–137), mais un pasteur protestant ainsi que l'une des figures de proue de la Société des missions évangéliques de Paris. Et un renvoi à la thèse 'open access' de Lionel Gauthier au sujet de Bertrand, à partir de laquelle une exposition a été organisée à Genève en 2013, aurait été bienvenu dans ce cadre (p. 133, note 35).

On l'aura deviné, ces quelques limites n'affectent guère l'importance et l'utilité de cet ouvrage, qui, pour la première fois, propose sur la pensée coloniale genevoise un tour d'horizon articulé et accessible. À la fois pour le grand public qui aimerait aller au fond des choses pour mieux comprendre un important volet de l'histoire à la base des débats actuels sur l'héritage colonial de Genève, mais aussi pour les milieux de la recherche et de l'enseignement qui trouveront au fil des pages un traitement pertinent de la problématique abordée et des enjeux qu'elle sous-tend. Sans oublier certains passages remarquables sur la transmission, jusqu'à présent, d'idées héritées de l'époque coloniale, comme le «culte de la différence», forgé, entre autres, en terres genevoises (p. 150–151).

Fabio Rossinelli, Lausanne

Irène Minder-Jeanerret, Caroline Boissier-Butini (1786–1836), compositrice et pianiste genevoise, Genève: Slatkine, 2021, 222 pages, 24 illustrations.

La découverte de personnalités oubliées est toujours une belle aventure, surtout lorsqu'il s'agit d'une pianiste et compositrice genevoise. Depuis plusieurs années, la passion de la musicologue Irène Minder-Jeanerret, soutenue par l'Association Caroline Boissier-Butini, a redonné vie à la musique de Caroline Boissier-Butini par la publication et l'exécution de ses œuvres lors de concerts et par l'enregistrement de plusieurs CD. À partir de sa thèse parue à Osnabrück en 2013,¹¹ Irène Minder-Jeanerret a publié une biographie de la musicienne en 2021. L'entreprise fera date dans l'histoire des musiciennes injustement méconnues.

La biographie de Caroline Boissier-Butini est intéressante à bien des points de vue par l'éclairage que le journal et la correspondance de la compositrice apporte sur son intimité et sur le contexte familial et artistique dans lequel elle a vécu. Le livre est une source précieuse pour l'histoire de la société genevoise et pour celle des conditions de création musicale du début du 19^e siècle.

Malheureusement, le livre est moins convaincant dans les pages consacrées au contexte dans lequel a évolué Caroline Boissier. Accrochée au mythe éculé d'une Genève indifférente aux arts, l'auteure ne tient aucun compte des dernières recherches historiques

¹¹ Irène Minder-Jeanerret, «Die beste Musikerin der Stadt». Caroline Boissier-Butini (1786–1836) und das Genfer Musikleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Osnabrück 2013.

et musicologiques sur le sujet, parues quatre ans auparavant.¹² Elle semble pourtant bien avoir feuilleté l'ouvrage qu'elle cite à deux reprises, mais de façon erronée: la première lorsqu'elle affirme que le répertoire joué lors de concerts à la Maison de ville «était italien avant tout» (p. 38), la seconde – à la même page – où elle écrit que «le rôle des femmes se réduisait au chant». Or les deux notes de référence renvoient toutes deux à une annexe présentant les bibliothèques musicales conservées dans les inventaires après-décès de Pierre Fatio (1707) et de Jean-Louis Tronchin (1773), sans aucun rapport avec son propos. A l'image de ces contresens, les exemples de la méconnaissance du contexte historique abondent.

C'est que, convaincue – avec l'auteur de la préface – qu'au tournant des 18^e et 19^e siècles le paysage musical genevois «s'apparentait à un désert», Irène Minder-Jeanerret présente Caroline Boissier comme une autodidacte, comme «un talent sorti de nulle part» – c'est même un titre de chapitre – (p. 43). Au fil des pages, l'auteure répète que parmi les arts à Genève «la musique est la grande absente» (p. 38), qu'elle est une «discipline sans prestige» (p. 35) qui «ne jouit d'aucune considération sociale» (p. 48). Pire, que le gouvernement exerce «une politique restrictive en matière d'encouragement de la musique» (p. 40), empêchant en particulier l'établissement de maîtres de musique. Et d'affirmer enfin que «nous ne savons que peu de choses sur les pratiques musicales d'avant 1832, année de fondation de la Société de musique» (p. 38).

En réalité, au 16^e siècle déjà, des écoles de musique sont établies pour apprendre à chanter aux enfants et des maîtres de danse et d'instruments sont installés en ville au moins depuis le 17^e siècle. La Compagnie des pasteurs, convaincue avec Calvin que la musique est un «don de Dieu», milita dès l'aube du 18^e siècle pour développer la formation musicale, comme en témoigne le *Mémoire contenant des moyens faciles pour enseigner la musique à la jeunesse de Genève* publié en 1704. Elle sera également favorable à l'introduction d'orgues dans les temples.

Au chapitre des pratiques musicales, la première société de concerts remonte à 1717, et tout au long du 18^e siècle des concerts sont régulièrement organisés dans la salle de l'Hôtel de Ville – où se produira entre autres le petit Mozart –, puis dans une salle au Molard. Un voyageur relèvera d'ailleurs, en 1776, l'importance de l'offre musicale à Genève: «Nous avons des concerts, plusieurs jours de la semaine, en divers quartiers où les sexes se rendent, l'on y mêle les voix aux instruments de musique, les étrangers y sont invités, particulièrement les amateurs». Genève compte ainsi suffisamment de musiciens professionnels et amateurs pour former un orchestre toujours présent lors des événements officiels, sans parler des représentations de théâtre, des opéras et des ballets dont raffolent les Genevois.

On comprend dès lors que les musiciens professionnels aient été accueillis à bras ouverts dans une ville où ils trouvent bien des amateurs pour jouer avec eux et suffisamment d'élèves pour vivre confortablement. Enfin, liées au développement des pratiques musicales, les boutiques de luthiers se multiplient et, dans les années 1770, la ville compte même une editrice de musique, Suzanne Scherrer, qui publia entre autres les œuvres de musiciens étrangers établis à Genève.

Les exemples attestant du rayonnement musical de Genève et de l'importance des pratiques de la musique au 18^e siècle sont nombreux. Ils montrent tous que le talent de

12 Corinne Walker, *Musiciens et amateurs. Le goût et les pratiques de la musique à Genève aux XVII^e et XVIII^e siècles*, préface de Philippe Dinkel, avec une contribution de Xavier Bouvier, publié sous les auspices de la Haute École de Musique de Genève, Genève 2017.

Caroline Boissier-Butini, comme les institutions du 19^e siècle, sont loin de sortir de nulle part. La personnalité musicale de la compositrice genevoise aurait eu tout à gagner à être correctement située dans son temps. Pour briller, elle n'avait pas besoin du vieux poncif d'une ville réfractaire aux arts sans cesse ressassé. A Genève, la terre était-elle condamnée à rester plate?

Corinne Walker, Genève

Aline Johner, **La sexualité comme expression d'identités religieuses et politiques dans le canton de Vaud (fin de l'Ancien Régime–1848)**, Neuchâtel: Alphil, 2022, 500 Seiten, 65 Tabellen, 52 Abbildungen.

Mit der Veröffentlichung ihrer überarbeiteten Dissertationsschrift schreibt sich die Lausanner Historikerin Aline Johner auf innovative Weise in die Geschichte der Sexualität ein. Dabei verschreibt sie sich familien- und verwandtschaftshistorischen Ansätzen neueren Zuschnitts, die netzwerkanalytische Erkenntnisse zu Verwandtschaftsbeziehungen mit kulturhistorischen Interpretationen in Dialog setzen. Als Untersuchungsraum wählt sie aufgrund der bewältigbaren Grösse und des politischen Profils die ländlich geprägte Waadtländer Gemeinde Payerne aus. Hier analysiert Johner das Sexualverhalten der Bevölkerung im Übergang vom ausgehenden Ancien Régime bis zur Bundesstaatsgründung im Hinblick auf aussereheliche Sexualität, Geburtenkontrolle, Verwandtenehen, Sittenkontrolle, politische sowie religiöse Polarisierung und damit einhergehend der Bildung von sozialen Milieus anhand von vielfältigem Quellenmaterial.

Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert. In der Einleitung grenzt sich Johner einerseits von diskurstheoretischen Deutungsansätzen ab. Andererseits fordert sie eine Aktualisierung, aber auch Erweiterung sozialhistorischer Zugänge zur Geschichte der Sexualität. Sie kritisiert, dass die diskursanalytische Geschichtsschreibung zu einseitig von homogenen Gesellschaften ausging, die in ihrem sozialen Verhalten von elitären Diskursen geprägt waren. Neben der praxeologischen Überwindung dieser Verzerrung fordert sie von der Sozialgeschichte, sozioökonomische Kategorien nicht vorschnell als erschöpfende Erklärung des entsprechenden Sexualverhaltens zu behandeln. Auf diese Weise würde aussereheliche Sexualität primär von den Rändern der Gesellschaft her interpretiert, ohne familien-, verwandtschaftspolitische Aspekte ausreichend zu berücksichtigen. Ausser Acht gelassen würden dadurch von Gruppen und Individuen praktizierte Strategien. Dagegen schlägt Johner vor, sexuelle Verhaltensweisen als Mittel zur Erlangung politischer und gesellschaftlicher Partizipation sowie als Ausdruck familiärer, politischer und religiöser Werte zu untersuchen. Weiter fordert die Autorin dazu auf, für das ausgehende 18. und beginnende 19. Jahrhundert – eine Periode, für die oft ein Rückgang der Religiosität behauptet wird – religiöse Faktoren als Erklärungsansatz für unterschiedliche Sexualkulturen heranzuziehen. Es greife zu kurz, die Zunahme illegitimer Geburten, vorehelicher Sexualität und Praktiken der Geburtenkontrolle im Untersuchungszeitraum a priori dem für diese Zeit behaupteten religiösen Wertezusammenbruch zuzuschreiben. Vielmehr sei es zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Rahmen sozialer Polarisierung zu einer spezifischen Politisierung des Religiösen gekommen.

Der zweite Teil der Arbeit nimmt den konkreten kirchlichen Rahmen in Payerne in den Blick und analysiert das sexuelle Verhalten der Bevölkerung anhand der vorehelichen und illegitimen Geburten, die sie Kirchenbüchern und Prozessakten des lokalen Sittengerichts bzw. friedensrichterlichen Instanz entnimmt. Besonders aufschlussreich sind die weitreichenden Analysen zu Praktiken der Geburtenkontrolle, die sie unter anderem

anhand der Familiengrösse, dem mittleren Alter der Mütter bei der ersten und letzten Geburt sowie dem Abstand zwischen den unterschiedlichen Geburten vornimmt. Die gewonnenen Daten kombiniert sie mit einer eigens zu diesem Zweck erhobenen genealogischen Datenbank, um sexuelle Kulturen in unterschiedlichen Verwandtschaftsnetzwerken zu differenzieren. Dabei geraten die aussereheliche Sexualität und kontrazeptive Praktiken sämtlicher Gesellschaftsschichten in den Fokus. Johner umgeht so, sexuelle Verhaltensweisen ausschliesslich als schichtspezifische Phänomene zu interpretieren und weitet den Blick für Deutungsansätze, die über die disziplingeschichtlichen Auspizien von Repression und Subversion hinausweisen. Auf der Grundlage der genealogischen Daten gelingt es ihr zudem, weibliche Verwandtschaftslinien in die Untersuchung miteinzubeziehen. Hervor tritt der wichtige Stellenwert der Akteurinnen in Bezug auf die Etablierung sozialer Milieus mit je spezifischen sexuellen Kulturen und verwandtschaftspolitischen Strategien.

Entlang dieser Strategien formierten sich Ende des 18. Jahrhunderts Verwandtschaftsnetzwerke mit unterschiedlichen Werthaltungen, die durch die politische und soziale Polarisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Differenzierung erfuhren. Zuerst beleuchtet Johner die politischen und institutionellen Hintergründe und Voraussetzungen, die während der Helvetik, der Mediation und danach für die politische und religiöse Differenzierung zwischen Liberalen und Radikalen und in der Folge in Payerne für die Ausprägung unterschiedlicher sexueller Milieus gesorgt hatten. Eine wichtige Rolle kam dabei der Frage nach der Stellung der Kirche im Staat zu, die in der Waadt unter den demokratisierten politischen Partizipationsmöglichkeiten der Revolution und ab 1830 zu einer umfangreichen Petitionstätigkeit führte. Aus diesen Umständen resultierte 1847 die Spaltung der reformierten Kirche in eine *Église nationale* und eine *Église libre*. Darauf aufbauend analysiert die Autorin anhand der Unterschriften in den Petitionen und dem vorhandenen Mitgliederlisten der *Église libre*, in welchen Verwandtschaftsnetzwerken sich die als radikal bzw. liberal identifizierbaren Personen zusammenschlossen. Dabei werden die praktizierten sexuellen Verhaltensweisen und Allianzsysteme im Zusammenhang mit geteilten politischen und religiösen Werten sichtbar. Es resultiert die zentrale Erkenntnis, dass die radikalen und liberalen Netzwerke ihren Ausgangspunkt bereits in den Familien- und Verwandtschaftsnetzwerken des ausgehenden Ancien Régime fanden. In Bezug auf die Netzwerke, die in zahlreichen Grafiken und Tabellen präsentiert werden, und geteilten sexuellen Kulturen bestehen zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhebliche Kontinuitätslinien zwischen alter, geburtsständischer und neuer, auf politische Partizipation breiterer Massen angelegter Ordnung. Während sich das liberale Milieu entlang der *Église libre* und tendenziell in dynastischer Weise innerhalb des alten Patriziats formierte und sich durch eine erhöhte Geburtenkontrolle, wenig voreheliche Schwangerschaften und eine geringe Zahl an illegitimer Sexualität profilierte, zeichnete sich das radikale Milieu in seinem Sexualverhalten durch die stärkere Verbreitung illegitimer Formen der Sexualität und grössere Familien, das heisst der schwächeren Empfängnisverhütung, aus.

Dieses erkenntnisreiche Buch weist nicht nur in seiner Machart über den mikrohistorischen Kontext Payernes und die Waadt hinaus. Die Lektüre dieses forschungsimpulssetzenden Titels lohnt sich insbesondere wegen des innovativen methodischen Vorgehens Johners, mit dem sie vielfältiges Quellenmaterial sozialhistorisch operationalisiert, damit unterschiedliche Verwandtschaftsnetzwerke und soziale Milieus sichtbar macht und im Zusammenhang mit der Geschichte der Sexualität kulturhistorisch deutet.

Arno Haldemann, Paris

Moisés Prieto, *Narratives of Dictatorship in the Age of Revolution. Emotions, Power and Legitimacy in the Atlantic Space*, London: Routledge, 2023, 232 Seiten, 19 Abbildungen.

Moisés Prieto wartet mit einer markanten Ausgangshypothese auf: Das historiografisch ubiquitäre «Zeitalter der Revolution» bildete in der Erfahrung der Zeitgenossen nach 1800 ein «Zeitalter der Diktatur» (S. 7). Dieser in einer solchen Konsequenz und Reichweite noch nicht formulierten Prämisse, die Prieto begleitend zu seiner Monografie auch in einem Sammelband umrissen hat,¹³ geht er in drei konzeptionellen Richtungen nach: Erstens eröffnet er, über den Fixpunkt Napoléon Bonaparte hinausgehend, eine dezidiert atlantische Perspektive, wie sie der jüngeren Beschäftigung mit dem «Zeitalter der Revolutionen» gegenstandsimmun geworden ist. Erfreulich breiten Raum nehmen die lateinamerikanischen Diktaturen von Juan Manuel de Rosas in Argentinien, Simón Bolívar in Grosskolumbien, Peru und Bolivien sowie José Gaspar Rodríguez de Francia in Paraguay ein. Schlaglichter auf das postkoloniale Haiti und die südeuropäischen Revolutionsräume wirft Prieto ebenso wie auf Diktaturdebatten in atlantischen Hinterländern wie den deutschen Staaten oder der Schweiz.

Historiografisch gelingt Prieto, zweitens, eine fruchtbare Verbindung verschiedener geografischer Zonen, die neben der anglo-amerikanischen Literatur französische und lateinamerikanische Revolutionsgeschichtsschreibung ebenso abdeckt wie die deutschsprachige Forschung. Bereits dieser historiografische Dialog bietet für das Lesepublikum einen Mehrwert. Bemerkenswert ist auch Prietos Quellenkorpus, das politische und Bildpublizistik, Opern, literarische Verarbeitungen und Historienmalerei dicht, allerdings auch etwas assoziativ und teils eklektisch kombiniert.

Drittens ergeben sich aus den historiografischen Verschränkungen methodische Implikationen: Weder liefert Prieto eine klassische Politikgeschichte von Diktatoren, noch schreibt er ein weiteres Buch über die Wirkungsmacht charismatischer *Men on Horseback* (David Bell).¹⁴ Gegenüber Bell ist Prietos Fokus breiter, analytischer und weniger personenzentriert: Er versteht den Diktator als ein primär diskursives Phänomen, das im frühen 19. Jahrhundert mit unterschiedlichen politischen Absichten und Funktionen im politischen Sprechen narrativiert wurde und keineswegs mit einem pauschal negativen Image behaftet war. Dazu verbindet er eine Zirkulations- und Transfergeschichte, orientiert an der *Atlantic History*, mit einem von Reinhart Koselleck inspirierten begriffsgeschichtlichen Ansatz zur Sprachfigur des Diktators und emotionsgeschichtlichen Versatzstücken, die auf die Massenwirkung von Diktatoren abheben. Fragen lässt sich hier freilich nach dem Innovationsgehalt einer solchen kollektiven Gefühlsgeschichte gegenüber Paradigmen wie Max Webers klassischer Herrschaftstypologie, politischer Kommunikation oder – allgemeiner – «politischer Kultur».

Massgeblicher ist Prietos an den *Geschichtlichen Grundbegriffen*, die «Cäsarismus» und «Diktatur» ihrerseits behandelt haben, orientierte These eines grundlegenden Bedeutungswandels des «Diktators» in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus dem römischen Modell einer situationsbedingten, begrenzten Alleinherrschaft entwickelte sich der Diktator zum a priori zeitlich unbegrenzten Inhaber ausserordentlicher Machtbefugnisse unter dem Eindruck einer historischen Beschleunigungserfahrung. Prieto greift hier mit

¹³ Moisés Prieto (Hg.), *Dictatorship in the Nineteenth Century. Conceptualisations, Experiences, Transfers*, London 2022.

¹⁴ David A. Bell, *Men on Horseback. The Power of Charisma in the Age of Revolution*, New York 2020.

tels Koselleck auf Carl Schmitts idealtypische, seinerzeit ebenfalls unter dem Eindruck einer Revolution formulierte Unterscheidung von «kommissarischer» und «souveräner» Diktatur aus dem Jahr 1921 zurück. Eine stärkere Historisierung dieser ideengeschichtlichen wie personellen Theoriekonstellation wäre allerdings angebracht gewesen.¹⁵ Auch das im Buchtitel von Robert Palmer und Eric Hobsbawm entlehnte «Zeitalter der Revolution» erwies sich im Plural des «Zeitalters der Revolutionen» als historiografisch anschlussfähiger.¹⁶

Vier Diktator-Narrativen geht Prieto in den zentralen Kapiteln nach. Unter dem Schlagwort der «Palingenese» tritt der Diktator zunächst als historischer Wiedergänger in Erscheinung: Die präsentistische Anverwandlung von Lucius Quinctius Cincinnatus, Lucius Cornelius Sulla, Julius Caesar oder Oliver Cromwell verlieh seit Mitte des 18. Jahrhunderts im Auseinandertreten von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont Orientierung und besass politisches Prognosepotential. Das Verhältnis von Erfahrung und Erwartung leuchtet Prieto stärker kurzfristig für politische Legitimitätsfragen von Diktaturen aus als in seinen längerfristigen Implikationen: War der Diktator in seinen antiken Semantiken primär eine Übergangsfigur, so zielten nach 1800 historische Parallelisierung und zeitgeschichtlicher Vergleich weniger auf die Bewahrung von Republiken als auf das Problem postrevolutionärer Monarchie. Dass der 1814/15 zweimal auf den französischen Thron zurückkehrende Ludwig XVIII. sich als Gegenbild zum usurpatorischen, illegitimen und despotischen «Bonaparte» inszenierte, bildete einen Grundpfeiler restaurativer Herrschaftslegitimation.

Die Wirkmächtigkeit des Diktators als Hoffnungsträger und Ordnungsbringer erwies sich, wie das folgende Kapitel zeigt, besonders im postkolonialen Lateinamerika, für dessen Staatenwelt die Zeitgenossen unterschiedliche politische Szenarien diskutierten und sich mit Prognosen schwerer taten. Entsprechend blieben gerade europäische Kommentare zu den Diktatoren Rosas' in Argentinien und Francias in Paraguay ambivalent, weil sie angesichts deren neuartiger Langzeitregierungen Repression, Stabilisierung und die Reichweite politischer Beteiligung gegeneinander abwogen. Anders verliefen die ordnungspolitischen Wege Bonapartes, der seine Diktatur in eine Erbmonarchie verwandelte, und Bolívars, der als *Libertador* im nördlichen Lateinamerika ein autoritäres Wanderleben eigener Art führte.

Komplementär zu «Hoffnung und Ordnung» legt das dritte Hauptkapitel den Schwerpunkt auf Vorstellungen von Diktatur als Herrschaft von «Furcht und Terror», zu deren Schreckensbild die Jakobinerdiktatur von 1793/94 avancierte. Hieraus ergab sich ein weiteres Spannungsverhältnis zwischen dem Diktator als ordnungspolitischem Garanten für das Ende des Terrors wie beim jüngeren Bonaparte oder aber als Projektionsfläche neuer Terrorpraktiken in Reaktion auf Bedrohungen diktatorischer Herrschaft wie im Falle Francias. Besonderer Stellenwert kam Terrorszenarien in Phasen von Regimeübergängen zu, als die Bildpublizistik zum «blutrünstigen» Maximilien de Robespierre und einmal mehr zu Bonaparte Konjunkturen erlebte. Dass zeitgenössische Stiche Ersteren als

15 Reinhart Koselleck, Carl Schmitt, Der Briefwechsel. 1953–1983 und weitere Materialien, hg. von Jan Eike Dunkhase, Berlin 2020; Stefan-Ludwig Hoffmann, Der Riss in der Zeit. Kosellecks ungeschriebene Historik, Berlin 2023.

16 Robert Palmer, The Age of the Democratic Revolution. A Political History of Europe and America, 1760–1800, 2 Bde., Princeton 1959–1964; Eric J. Hobsbawm, The Age of Revolution 1789–1848, New York 1996; dagegen im Plural David Armitage, Sanjay Subrahmanyam (Hrsg.), The Age of Revolutions in Global Context, c. 1760–1840, Basingstoke 2010.

«Triumvir» (S. 98) und Letzteren als «Universalmonarchen» (S. 101) präsentierten, deutet aber zugleich das breitere ideengeschichtlich-semantische Spektrum des (post-)revolutionären Diskurses über autoritäre Herrschaft jenseits der Diktatorfigur im engeren Sinne an. Da solche Typisierungen medial übergreifend auch in Tagespublizistik, Reisebeschreibungen, literarischen Verarbeitungen und Geschichtsschreibung verhandelt wurden, eröffnet Prieto zugleich Einblicke in die Entstehung von Konventionen einer Diktatorenhistoriografie.

Das vierte Hauptkapitel begibt sich auf das mit Blick auf Bonaparte/Napoleon bereits gut durchpflügte Feld von Erinnerung und Nostalgie. Der Napoleonismus stellte die französische Restaurations- und Julimonarchie vor erhebliche Legitimitätspolitische Herausforderungen. Mit der Rückkehr seiner sterblichen Überreste nach Frankreich 1840 erlebte die Napoleon-Begeisterung eine neue Welle.¹⁷ Fraglich erscheint jedoch, ob für diesen posthumen Napoleonismus primär die Diktatursemantik leitend war oder sich viele Franzosen vielmehr stärker nach dem Feldherrn, dem Kaiser oder einem postrevolutionär-säkularen Christus sehnten. Generell war die Omnipräsenz von Diktatorfiguren in Geschichtsschreibung, Opernliteratur oder Malerei des 19. Jahrhunderts zwar wirkmächtig, aber keinesfalls exklusiv. Wenn Heinrich Heine 1831 in seiner Betrachtung von Pariser Historiengemälden Bonaparte mit Cromwell und Washington verglich, die sich beide eben nicht krönen liessen, so liegt in seinem Befund, dass aus Bonaparte lediglich der «Napoleon von Europa» (S. 148) hervorgegangen sei, nicht nur der Unterschied, sondern auch die Grenze der Diktatursemantik. Neue Blickrichtungen eröffnen die Verflechtungen von Napoleon-Kult in Frankreich und Bolívar-Kult in Venezuela oder die Seitenblicke auf Richard Wagners in Paris zur Zeit der Überführung Napoleons entstandene Oper über den mittelalterlichen römischen «Diktator» Cola di Rienzo.

Am Schluss steht ein Ausblick, zunächst auf die Revolutionsphase von 1848/49, als es jenseits der Wiedergängerfigur von «Napoléon le Petit» (Victor Hugo) in Frankreich wie in Spanien neue Überlegungen zu konstitutionellen Diktaturen als ordnungspolitischem Instrument gab. Das Buch schliesst dann aber mit der augenscheinlichen Konjunkturphase historischer Diktatorfiguren im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert. Nicht nur Adolf Hitler war unvermittelt «wieder da» (Timur Vermes), sondern britische und portugiesische Fernsehpublika wählten Oliver Cromwell und António de Oliveira Salazar in Spitzenpositionen ihrer grössten Nationalhelden, und Querdenker witterten ihrerseits eine «Coronadiktatur». Weitere Schlüsse aus diesen Schlaglichtern zu ziehen, überlässt Prieto jedoch seiner Leserschaft.

In der Gesamtschau erweist sich für Prietos atlantischen Zugriff die These vom «Zeitalter der Diktatur[en]» als tragfähig. Neue Diktaturvorstellungen prägten die politischen Möglichkeitsräume des frühen 19. Jahrhunderts, wie es auch Republiken, Monarchien, Verfassungen oder Parlamentarismus taten, und sie waren mit diesen vielfältig verflochten. Gegenüber dem oft kritisierten (West-)Eurozentrismus von klassischer Begriffsgeschichte und historischer Semantik bietet der lateinamerikanische Horizont der Studie einen grossen Gewinn, zumal die dortigen Diktaturen in Europa intensiv rezipiert

17 Benjamin Marquart, Held – Märtyrer – Usurpator. Der europäische Napoleonismus im Vergleich (1821–1869), Baden-Baden 2019 (Helden – Heroisierungen – Heroismen 11).

und kommentiert wurden.¹⁸ Die interdisziplinären Anknüpfungspunkte unterstreichen ihrerseits die Relevanz der Diktatorfigur.

Konventioneller erscheint das Sattelzeit-Argument eines Wandels der Diktatursemantiken hin zum heutigen negativen Begriffsgebrauch, das im Laufe der Studie etwas in den Hintergrund tritt und mangels eines systematischen Fazits auch nicht noch einmal auf seine Erklärungs- und Innovationskraft – oder aber, mit Blick auf Schmitt und Koselleck, auf seine eigene Historizität hin befragt wird. Weiterer Diskussionsbedarf besteht zur politischen Reichweite des «Zeitalters der Diktaturen»: In dem Masse, wie das «Zeitalter der Revolutionen» auch ein postrevolutionäres Zeitalter war, lässt sich der Problemkomplex der Diktatur von den zeitgenössischen Debatten über die Monarchie und von konkreten Restaurationsprojekten kaum trennen. Vor diesem Hintergrund bleibt das Verhältnis von Diktatur und Monarchie(erwartung) unscharf, gerade mit Blick auf Übergangsszenarien, sei es in den prekären Republiken Grosskolumbiens, Perus und Boliviens oder den postrevolutionären Monarchien in Frankreich, Mexiko oder Haiti. Umgekehrt hat die in den letzten Jahren mit Blick auf Frankreich florierende Restaurationsgeschichtsschreibung Diktaturnarrativen kein besonderes Augenmerk gewidmet, weil diese traditionell in die Zuständigkeit der Napoleon-Historiografie fielen. Somit bietet Prietos Studie einen substanziellen Ansatzpunkt für die zukünftige historische Transitionsforschung wie generell für eine *global intellectual history* zum «Zeitalter der Revolutionen».

Friedemann Pestel, Freiburg im Breisgau

François Rosset (dir.), **Benjamin Constant. Œuvres complètes. Tome XII. Discours à la Chambre des députés (1819–1820)**, Berlin: de Gruyter, 2023, 821 pages.

Présidée par François Rosset, également directeur du présent volume, l'équipe à la tête de la publication des Œuvres complètes de Benjamin Constant poursuit son inlassable labeur. Année après année est révélé au public un nouveau pan, dûment commenté et doté d'un appareil critique des plus sophistiqués, de l'œuvre aussi monumentale que magistrale de l'illustre philosophe libéral vaudois. En 2030, quand ce chantier magnifique sera achevé à l'occasion du bicentenaire de la mort du natif de Lausanne, c'est l'ensemble de ses écrits, de sa correspondance, de ses ouvrages les plus emblématiques et de ses discours qui sera accessible aux chercheurs.

C'est justement aux discours que Constant a prononcés à la Chambre entre 1819 et 1820 que ce volume, dont les textes ont été établis par Étienne Hofmann et annotés avec l'appui de Frédéric Jaunin, François Rosset et Dominique Triaire, est consacré. La production purement politique de Constant, c'est-à-dire celle vouée à l'action immédiate et qui se joue dans ces débats législatifs dont les parlements sont riches, est mal connue. Elle est pourtant essentielle pour bien comprendre, d'une part, comment le penseur libéral entendait prolonger ses constructions théoriques dans la réalité du combat politique du moment et, d'autre part, comment il a tenté de manœuvrer pour faire passer un avis qu'il savait minoritaire. Toutefois, Constant avait également conscience que seul le martèlement de ses arguments face à ses adversaires pourrait, à terme, servir la cause qui lui était chère.

Découvrir Constant à travers ses discours, c'est donc aller à la rencontre d'un Constant non plus simplement assis à sa table de travail, mais du Constant orateur, art

¹⁸ In europäischer Perspektive verfolgt einen über Westeuropa hinausgreifenden Ansatz massgeblich die Reihe *European Conceptual History* bei Berghahn Books; <https://www.berghahnbooks.com/series/european-conceptual-history> (1.6.2023).

qu'il maîtrisait à la perfection. Le Constant qui cherche à convaincre se dévoile ainsi, lucide sur le fait qu'il n'y parviendra certes pas, mais que la logique implacable de ses traits rhétoriques poussera les bretteurs du camp opposé dans leurs derniers retranchements. Or, la période est propice pour une telle opération. En mars 1819, lorsque Constant pénètre enfin dans la Chambre des députés après deux tentatives avortées en 1817 et 1818, c'est, comme le rappelle Étienne Hofmann, une époque bénie pour le libéralisme français: le gouvernement de Louis XVIII, hétérogène, se caractérise par une instabilité rendant possible une offensive libérale. La situation se gâtera cependant rapidement pour les libéraux avec l'assassinat du duc de Berry en février 1820.

Le Constant qui peut enfin confronter ses idées à celles de la droite ultra dans un échange direct s'impose dès ses premiers discours comme un ténor de la Chambre. Tous les regards seront bientôt braqués sur ce personnage un brin dégingandé mais dont le magnétisme fait fureur. Dès ses premiers pas dans l'univers parlementaire, il s'investit dans les causes qui lui tiennent à cœur, la liberté de la presse en premier lieu. Mais il ferraille aussi contre la gestion de l'État, à travers le débat sur des emprunts consentis les années précédentes ou en plaidant en faveur des bannis, souvent régicides. Avec l'ensemble de la gauche parlementaire, il demande leur rappel et une amnistie en leur faveur. Des régicides, il en sera encore question lors de la session de 1819–1820, lorsqu'il s'agit de valider l'élection de l'abbé Grégoire réclamée par les libéraux.

Intraitable, la Chambre refuse d'adouber le religieux rallié à la Révolution. Enhardi dans son combat antirévolutionnaire par la mort de l'héritier du trône, le camp gouvernemental et l'opposition libérale, pour sa part de plus en plus divisée au grand malheur de Constant, sont désormais à couteaux tirés. Constant tente avec difficulté de tenir ensemble les deux ailes du libéralisme, miné par un mal qui le rongera encore souvent: le clivage entre les modérés et les radicaux qui, en l'occurrence, ne veulent transiger sous aucun prétexte dans le cadre de l'affaire Grégoire. Les premiers signes d'une désunion à l'intérieur de la famille libérale sont alors tangibles et cette fracture se révélera encore plus patente après 1830, en France et, dans un autre contexte bien sûr, en Suisse.

En dépit d'une atmosphère de moins en moins favorable aux idées libérales, Benjamin Constant monte au créneau à chaque occasion, surtout lorsque le gouvernement, qui entend reprendre la situation en main, multiplie les lois liberticides: à savoir une loi d'exception sur la presse et une loi électorale toutes deux marquées par un esprit très réactionnaire et, surtout, une loi sur les libertés qui écorne gravement les garanties en cas d'arrestation. Constant, n'y tenant plus, prend la parole le 7 mars 1820 et dégage un discours qui fera date: «Est-ce sérieusement, Messieurs, que vous pourriez adopter ce système renouvelé du Bas-Empire, ou, si l'on veut, de Bonaparte? car les agens [sic] de Bonaparte n'ont fait autre chose qu'user, sans loi expresse, ou plutôt d'après des lois expresses émanées de la Convention, précisément du pouvoir que veut créer la loi actuelle. Dans ce temps j'ai quitté la France, parce que MM. les préfets de police et Bonaparte pouvaient me faire arrêter sur des ouvertures confidentielles, d'après leur conviction incommunicable. Je ne m'attendais pas à me retrouver à la merci de ces ouvertures confidentielles et à cette incommunicable conviction sous un gouvernement constitutionnel».

C'est un Constant au sommet de son art, qu'il déploiera jusqu'à sa mort en 1830, qui parcourt le somptueux recueil de ses discours que nous offre les éditeurs de ce nouveau volume des Œuvres complètes du libéral vaudois. Au fil d'une actualité brûlante, portée par le retour de la contre-révolution incarnée par le duc de Richelieu puis par Guizot, Constant se démène, commente de sa plume sarcastique les contradictions de ses

opposants, fustige leur inadéquation à ce qu'il considère comme le véritable esprit du temps, porté à la liberté et non au souvenir macabre d'une époque révolue dans laquelle le gouvernement est accusé de se prélasser par facilité et par lâcheté. Le lecteur ne peut que se réjouir de la suite de la publication des Œuvres de Constant, qui comptera 50 volumes en tout. Que les responsables de leur édition soient remerciés de leurs efforts.

Olivier Meuwly, Lausanne

Damian Clavel, *Créer un pays, le royaume de Poyais. Gregor MacGregor, emprunts d'État et fraude financière 1820–1824*, Neuchâtel: Alphil, 2022 (Collection Les Routes de l'Histoire), 371 S., 22 Abb.

In seiner Genfer Dissertation von 2018, für die er 2021 von der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) mit einem Nachwuchspreis ausgezeichnet wurde, interessiert sich Damian Clavel für die historische Episode um Gregor MacGregors Königreich Poyais, die als Paradebeispiel eines Finanzbetrugs in die Geschichtsschreibung eingegangen ist. Clavel unternimmt eine neue Lesart dieser Geschichte, indem er am konkreten Fall der gescheiterten Finanzierungsbemühungen zum Aufbau des Königreichs einerseits die Mechanismen britischer informeller Herrschaftssicherung in Zentralamerika zur Zeit der Ablösung der spanischen Kolonialherrschaft sichtbar macht. Andererseits durchleuchtet er das Funktionieren des Londoner Aktienmarkts mit besonderem Blick auf imperialistische Zusammenhänge. MacGregors Bemühungen, sein Königreich aufzubauen zu lassen und dessen Finanzierung über Emissionen am Londoner Aktienmarkt zu sichern, lassen das Bild eines extrem risikobeladenen Unterfangens entstehen, für das der Protagonist wohl relativ schlechte Voraussetzungen hatte.

Mit seinem Zugang zu dieser historischen Episode, die für sich genommen nur mikrohistorische Bedeutung hat, will Clavel zeigen, dass MacGregors Handeln sowohl im zentralamerikanischen Umfeld wie bei der Beschaffung der finanziellen Ressourcen für sein Projekt nicht nur nicht betrügerisch war, sondern auch den üblichen Vorgehensweisen der Zeit entsprach. Dabei gelingt es ihm, bei den Vorgängen im Kontext imperialistischer Erschliessung von Süd- und Zentralamerika, das Handeln von Indigenen wie die Unabhängigkeitskämpfe zu Beginn des 19. Jahrhunderts neu zu beleuchten.

Der Schotte MacGregor war sehr jung in die britische Armee eingetreten und wechselte 1809 als Offizier in die portugiesische Armee. Danach liess er sich als Söldneroffizier von den Truppen Simón Bolívars anheuern, deren Befreiungskämpfe zum unabhängigen Staat Grosskolumbien führten. Als anfänglich äusserst erfolgreicher Offizier gewann er mehrere Gefechte, heiratete eine Nichte Bolívars, fiel aber bald in dessen Ungnade, als sich kriegerische Misserfolge einstellten. Clavel zeigt, wie die Situation in Zentralamerika, wo sich MacGregor in der Folge nach möglichen Betätigungsfeldern umsah, höchst instabil war: Offiziell war das Gebiet immer noch spanisches Hoheitsgebiet. Gleichzeitig existierten zahlreiche private britische Initiativen zur imperialistischen Durchdringung der Region, die sich auch gegenseitig konkurrenzten. Hinzu kamen auch Macht- und Regelverschiebungen in den ortsansässigen bzw. indigenen Gesellschaften. Insgesamt handelte es sich also um einen schwer durchschau- und berechenbaren Handlungsraum.¹⁹

¹⁹ So zeigt er etwa, dass unter den indigenen Bevölkerungen Spannungen und hierarchische Beziehungen bestanden, die Miskito sich sehr früh mit entlaufenen schwarzen und indigenen Sklaven und Sklavinnen vermischten und der König Sklavenhandel mit Indigenen betrieb. Insgesamt wird deutlich, dass das Gebiet eine hohe Dynamik der sozialen Mobilität aufwies.

MacGregor erhielt von Georg Frederik, einem als König bezeichneten Herrscher, in der Grenzregion des heutigen Nicaragua und Honduras ein weites Gebiet, Poyais eben, zur ökonomischen, politischen und rechtlichen Entwicklung. Die Region war interessant für die Mahagoni-Abholzung, für den Schildpattexport und die Gewinnung von Sarsaparilla, einer Stechwindenart, der heilende Wirkung bei Geschlechtskrankheiten zugeschrieben wurde.

Im Anschluss an die wenigen bislang existierenden Arbeiten, die sich mit den ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnissen der Region befassen, zeigt Clavel sorgfältig, wie sich das Interessengefüge veränderte. So folgert er, dass König Georg Frederik das Land MacGregor überliess, weil er sich statt der bisherigen mediatorischen Herrschaft mittels der Belehnung von Poyais den Aufbau eines eigentlichen souveränen Herrschaftsgebiets versprach, über das seine Herrschaft gesichert werden könnte. In dieser Deutung erscheinen indigene Akteure gleichwertig mit Protagonisten imperialer Mächte. MacGregor verfügt zwar wie schon als General der Befreiungsarmeen über gewisse Handlungsautonomie, ist aber dennoch von lokalen Akteuren abhängig, seien dies Bolívar oder König Georg Frederik.

Clavels Arbeit basiert auf einer sorgfältigen Lektüre bisheriger Literatur und zudem auf aufwändigen Archivrecherchen, da das Quellenmaterial weit verstreut und lückenhaft erhalten ist. Die akribische Auswertung ermöglicht nicht nur ein neues Verständnis der Ereignisse an der Miskito-Küste, sondern auch der Vorgänge rund um die Emission von Aktienpaketen auf dem Londoner Geldmarkt. Clavel zeigt, wie die Regulatorien gerade bei Emissionen überseeischer Herkunft restriktiv und hürdenreich waren. Dabei stellt er die Emissionen für Poyais in eine Reihe mit solchen der neuen unabhängigen Staaten Lateinamerikas wie Chile. Anlegende wussten die Risiken der Geldanlagen in den verschiedenen Gebieten Lateinamerikas nicht wesentlich voneinander zu unterscheiden. Ihnen war gemeinsam, dass der Erwerb solcher Aktien einen hohen Gewinn versprach, gerade weil die Emissionsbedingungen für die überseeischen Gebiete sehr unvorteilhaft waren. MacGregor beauftragte Personen mit der Durchführung der Emission, die er aus anderen Zusammenhängen kannte und von denen er annahm, dass sie über genügend Wissen und Zugang zu wichtigen Kreisen von Investoren besaßen. Dass dabei ein hohes Risiko bestand, von diesen Leuten übervorteilt zu werden, wird mehrfach deutlich.

Sah es anfänglich so aus, dass die Finanzierungsbemühungen für Poyais erfolgreich sein könnten, wendete sich das Blatt nach relativ kurzer Zeit, als sich unglückliche Umstände verketteten. MacGregor hatte sich nämlich entschieden, gleichzeitig mit der Finanzbeschaffung auch Schiffe auszurüsten, um erste Kolonisten und Material nach Poyais zu senden, wo diese eine Siedlungskolonie gründen sollten. Die Ansiedlung scheiterte jedoch mehrmals und die Kolonisten wurden von der Magistratur von Britisch-Honduras, die in der geplanten Siedlung in Poyais eine kommerzielle Konkurrenz sah, «gerettet», was denn auch in London propagandistisch ausgeschlachtet wurde. In der Folge entstand in der Metropole der Eindruck, der Aufbau des Königreichs Poyais sei eine betrügerische Ankündigung, um an Geld zu kommen.

In der Arbeit von Damian Clavel vermisst man allerdings Aussagen zur Rolle von MacGregor als Individuum. So finden sich keine Aussagen dazu, wie dieser seinen Unterhalt nach Ausscheiden aus dem Militärdienst finanzierte bzw. ob er dafür Geld aus den Emissionen verwendete. Hinter der Darstellung der mit der Emission beauftragten Geschäftspartner verschwindet seine Person fast vollständig. Vor allem aber bleibt der überaus stümperhaft anmutende Kolonisationsversuch, bei welchem MacGregor ebenfalls

nicht vorhanden zu sein scheint, zu wenig beleuchtet und bewertet. Alles in allem zeichnet Clavels Studie aber aus, dass er dank grossem Aufwand bei der Quellensuche, sorgfältiger Sichtung von Literatur und Quellen, aber vor allem auch dank eines alternativen Zugangs zur Geschichte des Königreichs Poyais Handlungszusammenhänge und -bedingungen in Zentralamerika im Kontext der imperialistischen Durchdringung, aber auch die Bedeutung von riskanten privaten Initiativen bei der Ausbreitung des imperialen Grossbritanniens zeigen kann. In diesem Licht werden die Finanzierungsbemühungen von Gregor MacGregor als glücklose Variante risikoreicher Suche nach ökonomischem Erfolg eingeordnet.

Béatrice Ziegler, Bern

Max Huber, *Unter Druck. Die Presse in der Zentralschweiz. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Basel: Schwabe, 2023 (Luzerner Historische Veröffentlichungen, Bd. 47), 613 Seiten.

Der Luzerner Historiker Max Huber legt mit seinem Werk eine voluminöse Zeitungsgeschichte aus den sechs Zentralschweizer Kantonen (Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Ob- und Nidwalden) vor, die sich über einen Zeitraum von rund 400 Jahren erstreckt. Von ihm stammt bereits eine Dissertation zur Luzerner Pressegeschichte (1914–1945) und der Beitrag in der Luzerner Kantonsgeschichte zum 20. Jahrhundert über die «Luzerner Medienlandschaft».²⁰

Das vorliegende Werk blickt auf eine längere Entstehungszeit zurück, in der sich die Rahmenbedingungen des Untersuchungsgegenstands verändert haben. So entstand der Titel «Unter Druck» im Laufe des Arbeitsprozesses und versinnbildlicht den aktuellen Wandel, dem die Printpresse in einer Zeit der digitalen Transformation unterliegt. Als Max Huber mit seinem Werk startete, gab es wohl Internet und E-Mail, aber noch keine Smartphones und Social Media. Für das vorliegende Buch ist diese langdauernde Arbeits- und Schreibphase geradezu als Glücksfall einzustufen, konnte doch in der Folge der digitale Wandel miteingearbeitet werden und auch den analytischen Blick auf den Gegenstand beeinflussen. Die vorliegende Zentralschweizer Pressegeschichte spannt so einen Bogen, der von der Revolution des Buchdrucks zur digitalen Revolution reicht. Zurecht nutzt Max Huber den Ausdruck der Revolution für den aktuellen Wandel, wenn er im Epilog fragt, ob damit ein vierhundertjähriges Verhältnis zwischen Zeitungsdruck und -verlag vor der Auflösung stehe. Einfache Antworten darauf lassen sich nicht finden, die Studie zeigt jedoch, welche Entwicklung das Zeitungswesen durchlaufen hat und wie zahlreiche technische, gesellschaftliche aber auch ökonomische Herausforderungen bewältigt worden sind. So liegt mit dem Werk eine kontinuierliche und umfassende Darstellung der Zentralschweizer Presselandschaft seit ihrer Entstehung im 16. Jahrhundert vor, die alle in der Innerschweiz erschienenen und noch erscheinenden Zeitungsorgane historisch erfasst. Max Huber schreibt in einem gewissen Sinne die vom Luzerner Pressehistoriker Fritz Blaser in den 1950er-Jahren erarbeitete Bibliographie der Schweizer Presse für das Gebiet der Zentralschweiz fort. Er macht dies jedoch nicht in Form eines Lexikons oder erstellt eine Datenbank, sondern verfasst eine chronologische und auch regional gegliederte Erzählung, die die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen und für den Gegenstand nicht unwichtigen technologischen Dimensionen miteinbezieht. Auch finden

²⁰ Max Huber, *Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern von 1914–1945*, Basel 1989; ders., *Öffentliche Kommunikation. Die Luzerner Medienlandschaft*, in: Staatsarchiv des Kantons Luzern (Hg.), *Der Kanton Luzern im 20. Jahrhundert*, Bd. 2, Zürich 2013, S. 179–205.

sich darin wichtige Bezüge und vergleichende Hinweise, die über den Untersuchungsraum hinaus gehen. In Anlehnung an Karl Weber, ein ehemaliger Professor für Zeitungswissenschaft an der Universität Bern, sieht der Autor «dreierlei Kräfte» am Walten, die die Presse gestalten, nämlich «wirtschaftliche, technische und geistige» (S. 550).

Das Buch ist in fünf Hauptkapitel unterteilt, die sich an historischen und gesellschaftspolitischen Strukturen orientieren, so zur Frühgeschichte des Pressewesens (15.–18. Jahrhundert) und dann zur Zentralschweizer Presse von 1798 bis 1848, von 1848 bis 1914, von 1914 bis 1970 und von 1970 bis 2022. Ein umfangreiches Register erleichtert die Orientierung und eine reich gehaltene Bibliographie eröffnet Forschenden leicht Zugang zum historischen Material und zu den einschlägigen Publikationen. Zahlreiche Abbildungen, darunter Porträts von Personen oder auch Zeitungstitel, Verlagsgebäude oder Druckpressen sowie tabellarische Darstellungen und Karten ergänzen die Schriftlichkeit. Insbesondere Fotos von Zeitungsredaktionen und Verwaltungsräten verdeutlichen, dass Menschen Zeitungen machten und machen. Personen und Zeitungen prägende Familiendynastien erhalten ein gebührendes Gewicht. Abgebildete Titelblätter im Layout der Zeit erinnern an oft nicht mehr existierende Namen von Printmedien. Max Huber versteht es, ein höchst informatives Nachschlagewerk mit detaillierten Angaben zu verfassen und gleichzeitig die Gesamtstruktur einer historischen Erzählung beizubehalten. Nachverfolgen lassen sich darin die Entwicklungen einzelner Presseerzeugnisse, die stets in einen Bezug zur Gesamtentwicklung gesetzt sind. Gezeigt wird unter anderem, wie sich im 17. und 18. Jahrhundert unter obrigkeitlicher Zensur in der Zentralschweiz allein in der Stadt Luzern wenige kleinformatige Zeitungen und Zeitschriften für kürzere Zeit entfalten konnten. In der Revolutionszeit zwischen 1798 und 1848 entstanden dann in Zug, Luzern, Sursee und Schwyz neue, stark meinungsbetonte Zeitungsorgane. Anschliessend bildeten sich daraus bis zum Ersten Weltkrieg in den sechs Zentralschweizer Kantonen parteipolitisch orientierte Zeitungen. Daneben formierten sich auch neutrale Anzeigenblätter, die sich seit den 1960er Jahren als Forumszeitungen verstanden. Sie erhielten auch Konkurrenz von Gratisanzeigern oder wurden von grösseren Konkurrenten aufgekauft. Der Vormarsch auswärtiger Medienkonzerne wird im ausgehenden 20. Jahrhundert zu einem Politikum und mit dem digitalen Zeitalter geraten die Printmedien unter «Druck».

Deutlich wird bei der Lektüre des Buches, wie prägend der technologische Wandel das Medium und das Verlagswesen bestimmte: Rund dreieinhalb Jahrhunderte lang war das Medium Zeitung untrennbar mit der Technologie des Buchdrucks verbunden. Nicht minder bedeutsam sind auch die Menschen, die Zeitungen machten. Dank der vielzähligen Einzelporträts und Kurzbiographien lässt sich das gut nachvollziehen. Offenkundig wird auch, wie sich Familienbetriebe über Generationen halten konnten und wie ökonomische Herausforderungen, so der Wechsel vom Buchdruck zum Offsetdruck oder vom Bleisatz zum Fotosatz die Besitzverhältnisse veränderten.

Eine Wiedergabe der Details im Rahmen einer Rezension ist für dieses umfangreiche Werk nicht möglich. Das Buch lebt jedoch davon und vermittelt höchst aufschlussreiche und reichhaltige Hinweise zu den einzelnen Presseerzeugnissen, immer verbunden mit aussagekräftigem Quellenmaterial, das auch den Zeitkolorit treffend wiedergibt. Max Huber schafft so eine höchst informative Pressegeschichte des politischen Kulturraums Zentralschweiz, die weit über diesen hinauswirkt.

Markus Furrer, Horw

Nelly Valsangiacomo, Jon Mathieu (Hg.), **Sinneslandschaften der Alpen. Fühlen, Schmecken, Riechen, Hören, Sehen**, Wien: Böhlau, 2022, 140 S.

«Wie fühlen sich die europäischen Alpen hautnah an?» Mit diesem Satz eröffnen die Herausgeber ihre *Sinneslandschaften der Alpen*. Entfaltet wird ein Forschungs Panorama auf Superbreitwand für alle fünf Sinne: Dem Fühlen, Schmecken, Riechen, Hören und Sehen der Berge ist je ein Kapitel gewidmet, vom ersten Alpenforscher Conrad Gessner in der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur touristischen Übernutzung und der Klimakrise der Gegenwart. Die *sensory studies* haben sich ab dem Ende des 20. Jahrhunderts programmatisch die Erforschung der sinnlichen Wahrnehmungen vergangener und fremder Gesellschaften zum Ziel gesetzt. Das hat eine Fülle von Forschungsprojekten zur sensorischen Empfindung der Alpen ausgelöst, wie Mathieu und Valsangiacomo in ihrer kundigen Einleitung darstellen, mit einem neuen Fokus auf Alltagspraktiken, unmittelbar und eben «hautnah». Also, wörtlich genommen, diesseits ihrer medialen und diskursiven Vermittlung: Wie geht das?

Landschaftserfahrung, so Claude Reichler in seinem Beitrag, sei polysensorisch und erzeuge gleichzeitig intime Beziehungen zu konkreten Gegenständen wie letztlich unerfüllbare Sehnsüchte. Der Naturheiler Arnold Rikli, Pionier der «Lichtluftkuren», steckte seine Gäste deswegen Ende des 19. Jahrhunderts in kurze Hosen und dünne Hemden und propagierte das Barfussgehen. Enthüllte weibliche Körper erschienen nach dem Ersten Weltkrieg auf den Plakaten für alpine Fremdenverkehrsorte und verheissen seither gesteigerte Sinneserfahrungen beim Besuch des richtigen Urlaubsziels.

Den paradoxen Wechselbeziehungen zwischen vormoderner Ursprünglichkeit und ihrer touristischen Nutzung ist auch Isabelle Raboud-Schüles Beitrag über spezifisch alpine Geschmackserlebnisse gewidmet. Die Vermarktung vermeintlich traditioneller lokaler Spezialitäten geschah parallel zur industriellen Massenproduktion von Lebensmitteln. Edelweiss dagegen, die Alpenblume schlechthin, lernt der ernüchterte Leser, wird seit Mitte der 1990er-Jahre in Gärtnereien in grossem Stil produziert; sie schmecke eigentlich nach gar nichts. Wie die «würzige Bergluft» wurde auch die besondere Stille in den Bergen erst in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts zum Verkaufsschlager, obwohl beide schon in den frühen Alpentexten des 16. und 18. Jahrhunderts gelobt werden – von Stadtbewohnern. Valsangiacomo beschreibt die Popularisierung von Kuhglocken, Alphorn und dem «ranz des vaches» durch die Massenmedien des 20. Jahrhunderts, während gleichzeitig ganz neue Klänge die akustischen Berglandschaften zu dominieren beginnen: Autos, Helikopter und Schneekanonen.

Die Alpen, bilanziert Bernhard Tschofen in seinem Schlussbeitrag, seien heute überall. Vervielfältigte Bilder von pittoresken Bergen haben die populäre Wahrnehmung ebenso dauerhaft geprägt wie Seilbahnen, Kinos und Passfahrten mit dem Auto, die neue Seherlebnisse erzeugten. Was wir sehen wollen, ist als «Aussicht» und «Panorama» ebenso das Ergebnis technisch-medialer Verkoppelungen wie die Bilder vom Skilaufen als idealtypischem Sport der Schönen und Reichen. Auch ökologisch motivierte Alpenbilder liessen sich problemlos in Werbebilder und Konsumdiskurse integrieren – «der wachsende Hedonismus des spätmodernen Alpenlebnisses».

Fazit: Ein anregender Band, der eine Fülle interessanter Studien dokumentiert und Lust auf mehr macht. Liegt das auch daran, dass er sich ausschliesslich auf angenehme Sinneserfahrungen konzentriert, auf die sinnlichen Vergnügen? Das ist verständlich, denn die wurden in den historischen Quellen zur Erschliessung der Berge durch den Fremdenverkehr am eingehendsten beschrieben. «Um andere fühlen zu lassen», schrieb Leslie

Stephen 1871 in seinem berühmten *Playground of Europe* über das Vergnügen in den Alpen, «muss man zuerst selbst fühlen.»

Aber kann man die Wahrnehmung der Alpen beschreiben, ohne dass Muskelkater, Sonnenbrand und Erfrierungen erwähnt werden, ganz abgesehen von jenen besonderen synästhetischen Empfindungen, die immer schon ihr Hauptquartier im Hochgebirge hatten, dem Schwindel und der Höhenkrankheit und den Angstattacken, die beide auslösen? Der Alpinistenfreund, den ich nach seiner Rückkehr vom Montblanc nach seinen Empfindungen auf dem Gipfel fragte, fasste sich kurz. «Es war unglaublich», sagte er. «Ziemlich viele Leute. Aber erst einmal musste ich kotzen.»

Sinnlichkeit, spätalpin, könnte man mit Bernhard Tschofen dazu sagen. In den letzten Jahren, meldete der britische *Guardian* am 10. Februar 2023, sei eine neue Pflanze in der Schweiz heimisch geworden.²¹ Ursprünglich aus der mexikanischen Wüste stammend, breite sie sich im Wallis, im Tessin und in Graubünden immer schneller aus und dominiere in manchen Lagen schon heute die Vegetation. Sie heisst *Opuntia*, oder Feigenkaktus, und hält ganz neue Empfindungen für Alpenreisende bereit.

Valentin Groebner, Luzern

Robert Gross, *Die Beschleunigung der Berge. Eine Umweltgeschichte des Wintertourismus in Vorarlberg / Österreich (1920–2010)*, Wien: Böhlau, 2019, 361 Seiten, 41 Abbildungen.

Beim Begriff der Beschleunigung denkt man als Historiker unwillkürlich an Reinhart Koselleck, der sich sein Leben lang immer wieder mit diesem Phänomen befasste. Sein Ausgangspunkt waren die Eisenbahngedichte der 1830er Jahre, welche die Geschwindigkeit der neuen Verkehrsmittel ins Zentrum stellten und von einer schubartigen gesellschaftlichen Erfahrung der Beschleunigung in Europa zeugten. Für die Alpen räsonierte ein englischer Autor 1882 anhand des eben eröffneten Gotthard-Tunnels ganz ähnlich über die Verkehrsentwicklung seit der Prähistorie: Fusspfade, Römerwege, Kutschenstrassen und jetzt die Eisenbahn. Die Abstände zwischen den Innovationen werde immer kürzer. Der Autor schloss aus der beschleunigten Abfolge auch, dass seine eigene Epoche im Grunde die einzige lebenswerte sei: «The past was too slow, and the future will be much too fast.»

Robert Gross hält sich bei seiner beeindruckenden Studie über den Wintertourismus in Vorarlberg (und weit darüber hinaus) an umwelthistorische Ansätze, die von einer «Great Acceleration» im Anthropozän handeln, ähnlich wie man früher im Anschluss an Karl Polanyi von einer «Great Transformation» sprach (S. 20 f.). Mitreflektiert wird auch Hartmut Rosas soziologische Habilitationsschrift zur Beschleunigung. Anders als bei Koselleck spielt bei Rosa die menschliche Erfahrung eine untergeordnete Rolle. Er will Beschleunigung als dominanten Prozess über und hinter der Globalisierung und Modernisierung etablieren (S. 44). Diese theorieorientierte Version passt gut zum Ansatz von Gross, der sich auf die Entwicklung von Technologie und Infrastruktur des modernen Wintertourismus konzentriert. Der zentrale Indikator ist die Förderkapazität der Skilifts und anderer Beförderungsanlagen, welche über die Zeit massiv zunahm und im Gebirge einen Rattenschwanz von ökologischen, ökonomischen und sozialen Folgen erzeugte. In einer derartigen Systematik hat man diese Verkettungen in der Literatur meines Wissens bisher nicht dargestellt.

21 <https://www.theguardian.com/environment/2023/feb/10/cacti-replacing-snow-on-swiss-mountainsides-due-to-global-heating> (1.5.2023)

Die wichtigsten Etappen der Technisierung des Skilaufens in Vorarlberg waren: der Schlepplift für Einzelpersonen 1937, mit T-Bügel erweitert für zwei Personen 1938, der Sessellift für Einzelpersonen 1947, der Doppelsessellift 1964, Dreiersessellift 1973, Vierersessellift um 1985 (S. 85, 95 f., 159, 197, 200). Gleichzeitig nahmen die Zahl und die Geschwindigkeit der mechanischen Aufstiegshilfen in der Region rasant zu. Das Wachstum der Förderkapazität hatte einschneidende Folgen für das gesamte Management des Betriebs: Plötzlich wurde das Warten unten am Lift zu einem Engpass; fast automatisch entstanden räumlich fixierte Skipisten, die sich vom umliegenden Gelände abhoben (das Wort «Skipiste» ist seit Mitte der 1950er Jahren im Umlauf); damit veränderte sich ihre Schneekonsistenz und das erforderliche Schneemanagement, die ökologischen Auswirkungen auf Bergwiesen und -weiden, die Unfallgefahr- und häufigkeit usw.

Um nur das Beschneigungsproblem zu nennen: Schon die Intensivierung der Flächennutzung sorgte dafür, das ein einziger Skiläufer pro Tag durchschnittlich eine Tonne Schnee gegen unten verschob. Dazu kamen die schneearmen Jahre, die mit der Klimaerwärmung seit dem späten 20. Jahrhundert deutlich zunahmen. 1973 wurde in Lech am Arlberg, dem Vorarlberg'schen Vorzeigeort, eine der ersten Beschneigungsanlagen Österreichs in Betrieb genommen. Die neue, kostenintensive Technologie schürte Hoffnungen, aber auch neue Ängste und ist trotz ihrer Verbreitung bis heute kontrovers geblieben (Kapitel 4.3).

Dank der Recherchearbeit von Robert Gross wissen wir, dass die künstliche Beschneigung in den Alpen ihren technologischen Ursprung in den Oranenhainen der USA hatte. Eine auf Bewässerungssysteme spezialisierte Firma in Massachusetts experimentierte Ende der 1940er Jahre mit der Erzeugung von künstlichen Wolken, welche die Orangenfarmen vor Frost schützen sollten. Dies erwies sich als impraktikabel, führte die Ingenieure aber auf eine andere Fährte und schliesslich zu einem Schneeerzeugungsapparat, der 1954 patentrechtlich geschützt wurde (S. 237). So wie in diesem Fall kamen die Inspirationen und manchmal auch die genauen Anleitungen für technische Innovationen fast regelmässig aus den Vereinigten Staaten. Sogar beim ersten Schlepplift, der 1934 von einem ETH-Ingenieur in Davos installiert wurde, scheinen die berühmten Zeitstudien zur Effizienzsteigerung von Frederick Winslow Taylor eine Rolle gespielt zu haben (S. 91).

Die Technik war zu keinem Zeitpunkt neutral, sondern hatte Folgen für Gesellschaft und Umwelt. Der Autor zeigt auf anschauliche Weise, wie die Skiläufer:innen an die neuen mechanischen Formen des Sports angepasst und gewissermassen kanalisiert werden mussten. Besonders wertvoll sind seine Ausführungen zur selten thematisierten Frage der Eigentumsordnung: Die kostenlose Nutzung von bergbäuerlichem Boden durch die Betreiber von Aufstiegshilfen respektive deren Kund:innen führte in der Nachkriegszeit zu Gerichtsfällen und neuen gesetzlichen Vorgaben. Der Oberste Gerichtshof übertrug das für das sommerliche Wandern gedachte «Wegefreihaltungsgesetz» auf die winterliche Intensivnutzung und schränkte damit das Eigentumsrecht der Bauern erheblich ein. Umstritten waren vor allem ihr Recht, Zäune zu errichten und Mist auszubreiten und später das Recht der Betreiber, Geländeänderungen vorzunehmen. In Vorarlberg kam die Entscheidung mit dem «Sportgesetz» von 1968, das hauptsächlich zugunsten der Ski-gebietsbetreiber ausfiel (S. 167–171).

Als man kurz darauf schwere Raupenfahrzeuge zur Pistenpräparation einführte, wurde die saisonal differenzierte Flächennutzung erneut in Frage gestellt. Denn die potenziellen Effekte der mechanischen Pistenpräparation – Ernteverluste und Verarmung der Biodiversität – reichten weit über die Wintersaison hinaus. Aber auch hier setzten sich

die Betreiber durch. 1972 räumte ihnen das novellierte Sportgesetz ausdrücklich das Recht ein, Skipisten so zu bearbeiten (S. 171–180). Das war im Jahr, als die «Grenzen des Wachstums» des Club of Rome in der westlichen Welt auf eine verbreitete Stimmung traf, die Umweltproblematik wesentlich stärker und systematischer zu beachten als bisher. In Vorarlberg äusserte sich der ökologische Aufbruch unter anderem in einem neuen Landschaftsschutzgesetz. Dieses konnte die Wachstumseuphorie der regionalen Elite für einige Jahre bremsen und trug langfristig dazu bei, die Skigebiet-Regionen von agrarisch gebliebenen Regionen zu segregieren. Das Modell «Lech am Arlberg» verbreitete sich also nicht über das ganze Land (Kapitel 5).

Robert Gross versteht seine Untersuchung als eine Geschichte von «sozionalen Schauplätzen» mit besonderer Gewichtung der materiellen Dimensionen. Sie ermögliche einen neuen Blick auf den Wintertourismus, bilanziert er zu Recht: «Es ist eine Geschichte vom Versuch, die Berge zu beschleunigen, eine Geschichte der Konflikte, der Lernprozesse und der ökologischen Langzeitfolgen dieses Versuchs. Die wintertouristische Transformation einstmaliger verschlafener Bergdörfer ist auch eine Geschichte des Credos der Moderne, eine Geschichte der Effizienzsteigerung.» Dazu mussten Umwelteinflüsse abgepuffert und Touristen diszipliniert werden. Dabei gerieten die Akteure in eine Spirale steigender ökonomischer Verletzlichkeit, und die Interventionen in Ökosysteme erzeugten immer neue Nebeneffekte. Diese erzwangen wieder andere Investitionen, um die Skigebiete konkurrenzfähig zu halten (S. 311). Man ist gespannt, ob in dieser Alpsaga künftig auch nicht-materielle Faktoren eine grössere Rolle spielen könnten.

Jon Mathieu, Burgdorf

Olivier Meuwly, **La Régénération. Le libéralisme suisse à l'épreuve du pouvoir (1830–1847)**, Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, 2022 (collection «Savoir suisse», n° 161), 156 pages.

Dominique Dirlwanger, **6 juillet 1947. La Suisse dans le monde d'après-guerre**, Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, 2022 (collection «Savoir suisse», n° 165), 168 pages.

Certaines dates ou périodes occupent une place singulière dans notre mémoire collective. Moments fondateurs ou instants de transformations, ces séquences chronologiques participent à donner du sens à notre passé. Publié sous le label «Grandes dates» de la collection «Savoir suisse», qui s'engage à diffuser des recherches dans un format de poche pour un large public, les volumes 161 et 165 participent à repenser les origines de la Suisse «moderne». Signés respectivement par deux spécialistes de l'histoire suisse, Olivier Meuwly et Dominique Dirlwanger, ces deux textes nous invitent à établir un dialogue stimulant entre le XIX^e et le XX^e siècles helvétiques, mais aussi de réfléchir aux acteurs et aux contextes qui ont élaboré, d'une part, la nation suisse sous la houlette des libéraux et, d'autre part, un modèle singulier de compromis social et de développement économique après la Deuxième Guerre mondiale.

Comment s'est développé le système politique helvétique durant la période contemporaine? Quelles voies ont permis à la Suisse de bénéficier d'une grande prospérité économique et d'un régime relativement stable durant plus de 150 ans? Répondre à cette question, à partir d'une période charnière en moins de 170 pages, constitue un véritable défi historiographique. Un tel exercice exige une plume efficace et la capacité de faire émerger les lignes de forces qui sous-tendent les principaux enjeux de deux étapes importantes du passé suisse.

L'étude d'Olivier Meuwly interroge les origines idéologiques et politiques de la Constitution fédérale de 1848 qui signifient, selon l'auteur, «le début de l'histoire suisse» (p. 147). La défaite de l'alliance des cantons catholiques et la réforme du Pacte fédéral marquent également la fin de la période de la Régénération, initiée en 1830 avec l'émergence de «l'ère libérale» (p. 9).

Quelles a été la contribution du libéralisme suisse? Pour l'auteur, spécialiste de l'histoire des partis suisses, l'ère libérale, de 1830 à 1848, apparaît comme une période décisive d'«expérimentations» (p. 152). La vague libérale bénéficie alors de la montée en puissance de la bourgeoisie, du succès de la presse libérale (par exemple le *Journal de Genève*) et de l'essor économique du pays. Meuwly dresse un tableau nuancé et paradoxal de la contribution idéologique et politique du mouvement libéral à la destinée du pays. Le parcours des libéraux se distingue par des débats fondamentaux qui divisent les Suisses tels que la liberté individuelle, la politique religieuse, la souveraineté des cantons, le libéralisme économique, la question des réfugiés, le cens électoral, etc. Malgré sa contribution à la transformation de la société suisse, notamment par des réformes durables du système de formation et de l'économie du pays, le libéralisme s'essouffle à la fin de cette période. Ambivalent face au pouvoir, traversé par des contradictions internes (p. 12), le mouvement est contesté, à sa gauche, par l'essor des radicaux et, à sa droite, par le repli des conservateurs.

L'un des principaux mérites de Meuwly est de mettre en lumière une période qui est souvent marginalisée dans les débats publics sur le passé suisse, malgré les discussions récentes sur le 150^e anniversaire de la Constitution. Que dire alors de la démarche de Dominique Dirlewanger qui prend le pari audacieux de saisir une votation populaire pour décrypter les transformations politiques, économiques et culturelles de la Suisse à la sortie de la Deuxième Guerre mondiale? Le programme est ambitieux. Il a la vertu d'affirmer que les votations populaires en Suisse constituent des moments significatifs des débats politiques et sociaux. Certes, la journée du 6 juillet 1947 n'a pas laissé beaucoup de traces dans l'imaginaire collectif. Pourtant, à cette date, le peuple suisse a voté en faveur d'une révision d'une série d'articles économiques de la Constitution et pour la création d'une assurance vieillesse (AVS), présentée par les autorités suisses comme le symbole de la «cohésion sociale» du pays (p. 17).

Pour l'historien vaudois, ce moment est révélateur de la transition réussie d'une société suisse repliée sur elle-même dans l'immédiat après-guerre vers une période marquée par son intégration au bloc occidental et au modèle libéral sous l'égide des États-Unis. Cependant, la «réorganisation» (p. 10) de la Suisse ne s'est pas faite sans difficultés. Isolée et sous le feu des critiques pour ses liens avec l'Allemagne nationale-socialiste, la Suisse a adopté une politique de neutralité à géométrie variable (p. 75), compatible avec ses intérêts économiques. Ce projet est mené grâce à la collaboration étroite de l'administration fédérale et des dirigeants des principales entreprises privées suisses. Ces derniers exercent une influence décisive notamment dans l'importante Délégation économique permanente. L'un des principaux enjeux du moment est d'assurer la continuité des dirigeants qui avaient administré le pays pendant la guerre et d'effacer les critiques des principaux États quant à la position des autorités helvétiques à l'égard de l'Axe.

Le début de la guerre froide permet au pays de rapidement esquisser cette menace, notamment à la suite de la signature des accords de Washington (1946). L'engagement de la Suisse sur le terrain humanitaire, en particulier à travers le programme du Don Suisse, participe au rétablissement de l'Europe et légitime, en parallèle, la politique de neutralité.

L'idéalisation d'un petit pays neutre et différent a façonné l'imaginaire d'une nation au destin singulier. Cependant, au cœur des réseaux financiers, bénéficiant d'une industrie d'exportation à la recherche de nouveaux débouchés, la Suisse devient, selon Dirlwanger, «*junior partner* des États-Unis» (p. 105). L'État helvétique distribue des crédits très généreux, intègre l'Organisation européenne de coopération économie, développe des rapports discrets mais privilégiés avec l'OTAN (*Hotz-Linder Agreement*) puis adhère au GATT en 1958. «Ce tournant atlantiste» (p. 155) amène une croissance inédite. À l'ère de la consommation, la société suisse se transforme alors rapidement. Ce processus est accompagné par des profondes mutations culturelles et sociales. La Suisse «glisse» alors vers la modernité, mais paradoxalement, le pays fait bientôt face à un «malaise culturel». L'émergence de voix critiques pointe le conformisme d'une société encore repliée derrière le mythe de son exceptionnalité.

De 1830 à 1947, les deux ouvrages de Meuwly et Dirlwanger sont exemplaires des débats passionnants existant sur l'histoire contemporaine de la Suisse, qui interrogent aussi bien le rôle des élites économiques, la neutralité, la situation du pays face à ces grands voisins, mais aussi le compromis social et politique souvent évoqué comme un élément central du «modèle» suisse.

Sébastien Farré, Genève

Véronique Czàka, *Histoire sociale et genrée de l'éducation physique en Suisse romande (milieu du XIX^e siècle-début du XX^e siècle)*, Neuchâtel: Éditions Alphil, 2021, 616 Seiten.

Die Schweizer Sportgeschichte und insbesondere eine geschlechtertheoretische Analyse ebendieser sind bisher wenig bearbeitete Felder. In den letzten zehn Jahren änderte sich zumindest Ersteres im Zuge grosser SNF-Forschungsprojekte zunehmend.

Véronique Czàka untersucht in ihrer nun als Buch vorliegenden Lausanner Dissertation die Geschichte des Turnunterrichts in den Kantonen Freiburg, Waadt, Neuenburg und Genf im 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts. Aus sozial- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive interessiert sich die Autorin für die Überschneidungen von Klasse, Geschlecht, Alter und Konfession und leistet damit einen wichtigen Beitrag zu einer intersektionalen Sportgeschichte.

Das Schulfach «Turnen» ist ein Sonderfall in der Geschichte der Schweizer Schulbildung. Obwohl in der Schweiz die Bildung in den Zuständigkeitsbereich der Kantone fällt, legt der Bund beim Turn- und Sportunterricht seit 1874 die wesentlichen Rahmenbedingungen fest. Zunächst stand er im Zusammenhang mit dem militärischen Vorunterricht nur Schülern offen. Bis zur Vereinheitlichung mit dem schweizerischen Sportförderungsgesetz von 1972, bildeten sich in den Kantonen jedoch eine Vielzahl unterschiedlichster Praktiken heraus, wie der Turn- und Sportunterricht vor Ort umgesetzt wurde.

Czàka will die Mechanismen und Realitäten in Bezug auf Turnunterricht historisieren. Um dies zu erreichen, beleuchtet sie den Aufbau, die schulische Integration und die Demokratisierung des Sportunterrichts, die geschlechtsspezifischen und auch materiellen Herausforderungen sowie die Professionalisierung der Fachlehrer:innen. Sie interessiert sich insbesondere dafür, ob der Sportunterricht für alle Menschen gleich war und wer ihn auf lokaler, kantonaler oder nationaler Ebene fördert. Dazu werden 84 Biografien von relevanten Akteur:innen genauer unter die Lupe genommen. Czàka kann auf einen breitgefächerten Quellenkorpus mit Akten aus den Archiven des Militärdepartements und des

Departements des Inneren, Publikationen zu Turnunterricht, statistische Daten sowie Beständen verschiedenster lokaler und kantonaler Archive zurückgreifen.

In der (Schweizer) Sportgeschichtsschreibung taucht Geschlecht häufig nur in Untersuchungen zum Sport der Frauen auf. Diese Tendenz zeigt sich sowohl in der Auswahl der Untersuchungsgegenstände als auch in den Ergebnissen und Veröffentlichungen. Czáká bricht mit dieser häufigen Praxis, was sich in ihren Ausführungen zur Vergeschlechtlichung von Sport im Allgemeinen und Turnunterricht im Spezifischen zeigt. Hier ist hervorzuheben, dass die Autorin als eine der ersten in der Schweizer Sportgeschichte mit der Geschlechtertheorie der US-amerikanischen Biologin und Geschlechterforscherin Anne-Fausto Sterling arbeitet. Gemäss Fausto-Sterling sind *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) nicht voneinander zu trennen. Sie bilden sich als zwei Seiten einer Münze gegenseitig und sind beide nicht «natürlich», insofern, dass es keinen objektiven Zugriff auf sie gibt. Die wichtigste Arbeitshypothese dieser Studie besteht sicherlich darin, dass Ziele und Methoden des Turnunterrichts von Jungen und Mädchen nicht ohne Bezug auf das jeweils andere Geschlecht verstanden werden können, weil im Verständnis der Autorin die Kategorien «Männer» und «Frauen» durch Opposition zueinander konstruiert werden.

Das erste Kapitel sticht heraus, weil es stark chronologisch aufgebaut ist und geografisch über die Romandie hinaus geht. Es beschäftigt sich mit der Konkretisierung von Körperübungen für die Jugend vom Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Bei allen weiteren Kapiteln handelt es sich um thematische Untersuchungen. Im zweiten Kapitel untersucht Czáká die Zusammenhänge zwischen militärischem Vorunterricht und Sportunterricht für Jungen. Der Prozess zur Schaffung von Sportunterricht für Mädchen ist Thema im dritten Kapitel. Der Diskurs rund um Körperpflege und Gesundheit für Kinder sowie die Hindernisse bei der Konkretisierung des Turnunterrichts werden im vierten Kapitel thematisiert. Im fünften Kapitel werden die Praktiken im Zusammenhang mit Hygiene, Schwimmen und anderen Aktivitäten durchleuchtet. Im sechsten Kapitel widmet sich Czáká der Entwicklung der Ausbildung von Grundschullehrpersonen und Turnlehrpersonen. Ein Fokus auf die Vergeschlechtlichung des Turnunterrichts wird im siebten Kapitel möglich, in welchem Czáká die Mechanismen zur (Re)produktion von Geschlecht im Rahmen des Sportunterrichts identifiziert. Die Studie wird schliesslich mit dem achten Kapitel abgerundet, in welchem Czáká auf die materiellen Seiten des Sportunterrichts (Räume und Infrastruktur) zu sprechen kommt.

Für die Geschichte des Schulfachs «Sport/Turnen» schlussfolgert die Autorin, dass dessen Etablierung und Professionalisierung nicht nur von Geschlecht, Klasse und Niveau der Schulbildung abhingen, sondern auch vom jeweiligen städtischen oder ländlichen Umfeld. Während das Schulturnen der Jungen in militärisch konnotierten Praktiken gründe, sei das Schulturnen für Mädchen in hygienischen und medizinischen Diskursen verwurzelt. Der Autorin gelingt es, divergierende und widersprüchliche Geschlechterimaginationen quellennah herauszuarbeiten und damit die Vergeschlechtlichung von Turnunterricht einerseits und dessen Instrumentalisierung für die Reproduktion geschlechtergetrennter Arbeits- und Rollenverteilung in der Gesellschaft andererseits aufzuzeigen. Diese Zielsetzungen verortet Czáká nicht nur in hygienisch und eugenischen Diskursen, sondern auch im Wunsch nach Disziplinierung der Arbeiterklasse.

Die Studie liefert in beeindruckender Weise eine vielschichtige Sozial- und Geschlechtergeschichte des Turnunterrichts, welche in einem breitgefächerten Quellenkorpus gründet. Damit bietet sie zahlreiche Anknüpfungspunkte für die Erforschung der

Geschlechter- und Sportgeschichte sowie der Turngeschichte der restlichen Schweiz und darüber hinaus.

Yvonne Schüpbach, Bern

Nicolas Chachereau, **Les débuts du système suisse des brevets d'invention (1873–1914)**, Neuchâtel: Alphil, 2022, 560 pages.

Depuis plusieurs années, l'Organisation mondiale de la propriété intellectuelle (OMPI) publie chaque année un *Global Innovation Index* dans lequel la Suisse figure comme le pays le plus innovant du monde. L'analyse quantitative des droits de propriété intellectuelle est à la base de tels classements. L'existence de bases de données anciennes, qui recensent la plupart des brevets du monde, est séduisante et a amené de nombreux analystes, économistes et historiens à mener des études statistiques afin de discuter le degré d'innovation des nations. Toutefois, de tels travaux ne disent rien de l'identité des déposants de brevets, ni des stratégies qui répondent à la volonté de protéger les innovations. Le brevet reste souvent une boîte noire, dont l'ouverture montre qu'il s'agit d'une source complexe qui, d'une part, remet en cause les évidences des analyses quantitatives et, d'autre part, offre des perspectives originales pour analyser l'innovation technologique dans un pays.

Ouvrir la boîte noire du système suisse de brevets est précisément ce que propose Nicolas Chachereau dans une excellente monographie issue d'une thèse soutenue à l'Université de Lausanne. Adoptant un cadre analytique qui s'inspire des théories des variétés de capitalisme – le capitalisme organisé qui caractérise la Suisse étant une variété des économies de marché coordonnées – et des « mondes de production », concept développé par son directeur de thèse, Cédric Humair, Chachereau démontre que les institutions régulant la propriété intellectuelle dans notre pays sont issues de rapports de force et de négociations entre des groupes d'acteurs aux intérêts divergents. Ainsi, dans la seconde partie du 19^e siècle, les principaux groupes revendiquant l'introduction d'une législation sur les brevets sont les industriels horlogers et les ingénieurs de l'industrie des machines, parce que leurs secteurs sont fortement innovants, alors que les représentants de l'industrie chimique, qui copient largement des inventions étrangères, s'y opposent, soutenus par quelques économistes libéraux hostiles par principe à l'interventionnisme étatique.

L'objectif de l'ouvrage est de comprendre comment ont évolué au cours du temps les tensions entre ces divers mondes de production. Il est divisé en deux grandes parties. Premièrement, l'auteur analyse la mise en place d'un système des brevets entre 1848 et 1888. Certains milieux industriels, issus notamment de l'horlogerie et du textile, déposent une motion demandant une loi sur les brevets en 1876, tandis que la pression des États étrangers, qui disposent de telles lois, se fait grandissante (chapitre 1). Un premier projet de loi fédérale est rejeté par le peuple en 1882 (chapitre 2), suivi d'une loi-compromis adoptée six ans plus tard. Elle exclut le brevetage de procédés de fabrication, pour répondre aux demandes des industriels de la chimie bâloise (chapitre 3).

La seconde partie porte sur les diverses pratiques de ce système entre 1888 et 1914. Une analyse quantitative très fine démontre que la Suisse s'établit comme le pays présentant le plus grand nombre de brevets par habitant, après avoir dépassé les États-Unis en 1909 (mais d'autres petits pays fortement industrialisés, comme la Belgique, ne sont pas pris en compte) (chapitre 4). L'analyse détaillée de ces données met surtout en évidence la dichotomie entre une foule de petits inventeurs (trois quarts des brevets appartiennent à des déposants qui n'en possèdent qu'un seul) et quelques grosses entreprises. Comme

ailleurs dans le monde, les plus gros déposants sont les multinationales de l'industrie électrotechnique, métallurgique et des machines. Les grandes entreprises allemandes et américaines, notamment Siemens et Krupp, sont parmi les plus gros déposants. On note également la présence de quelques représentants suisses de l'industrie des machines (Brown Boveri, Escher Wyss, Oerlikon, Sulzer, etc.) ainsi que quelques-unes des grandes fabriques horlogères, comme Tavannes Watch et Zénith. La domination précoce des grandes entreprises sur le système des brevets devient un phénomène global au début du XX^e siècle. Par ailleurs, Chachereau démontre que les petits inventeurs indépendants bénéficient peu de ce système, notamment en raison de l'absence d'un marché du brevet. Il est difficile pour eux de vendre leurs inventions et ils doivent souvent se résigner à tenter de les exploiter seuls (chapitre 5). La variété des usages du système des brevets est ensuite analysée pour les entreprises (chapitre 6), le Bureau fédéral de la Propriété intellectuelle, qui assouplit peu à peu sa définition du brevetable et commence par accepter les fibres artificielles et les alliages (chapitre 7) et pour les tribunaux, qui présentent une volonté de ne pas distribuer des situations de monopole (chapitre 8).

Enfin, un dernier chapitre analyse l'extension de la brevetabilité à la chimie (chapitre 9). L'adoption du modèle allemand pour la fabrication de colorants dans les années 1880, basée sur des activités de recherche et la diversification vers d'autres domaines, notamment la pharmacie (dès les années 1890), amène les chimistes bâlois à déposer des brevets en Allemagne et à demander une révision de la loi suisse. Les pharmaciens indépendants, qui luttent contre l'extension de l'industrie pharmaceutique, restent quant à eux ouvertement opposés à un brevetage des médicaments. Leur poids politique est cependant bien faible. Le principal « monde de production » opposé à l'extension de la loi devient favorable. Celle-ci est révisée en 1907.

Pour terminer, il convient de souligner l'excellente maîtrise de la littérature internationale et des débats académiques autour des brevets en histoire économique et en *business history*. Cette littérature n'est pas utilisée pour alourdir des notes de bas de page, mais comme outil permettant de donner du sens à ce qui s'observe en Suisse. L'usage des travaux sur les variétés de capitalisme aurait cependant mérité une discussion plus approfondie. L'auteur affirme que le capitalisme organisé se caractérise par une innovation incrémentale, mais l'industrie chimique est précisément plus orientée vers des innovations radicales, surtout dans le contexte de la diversification vers la pharmacie. Cela aurait mérité une discussion et une critique de la notion de capitalisme organisé, séduisante mais trop monolithique. Cette remarque n'enlève toutefois rien au fait que l'ouvrage de Chachereau est une contribution importante à la recherche historique. Il serait bienvenu que l'auteur publie les principaux résultats de ses travaux dans des revues internationales.

Pierre-Yves Donzé, Osaka

Denise Ruisinger, *Textur der Gestaltung. Die Zürcher Seidenstoffindustrie, 1880–1914*, Zürich: Chronos, 2022 (Interferenzen – Studien zur Kulturgeschichte der Technik, Bd. 28), 217 Seiten, 18 Abbildungen.

Seidenstoffe, hergestellt in Zürich – ein Widerspruch? Die Stadt lag im 19. Jahrhundert weitab von den Modezentren. Ohne Grossbürgertum, generierte sie kaum lokale Nachfrage, zumal die Hersteller den Rohstoff importieren mussten. Trotzdem produzierte die Zürcher Seidenindustrie im Rang des weltweit führenden Lyons. Wie sie diese Position erkämpfte, schildert Denise Ruisinger in einer lezenswerten Studie, die auf ihrer an der ETH Zürich 2021 eingereichten Dissertation basiert.

Sie analysiert mikrohistorisch neun Unternehmen entlang der Umbrüche zwischen 1880 bis 1914. Markiert werden diese durch die Lange Depression, die Mechanisierung der Produktion, die Demokratisierung der Mode und erweiterte Absatzmöglichkeiten. In diesem Zeitraum, so die These, erhielt die Seidenindustrie eine neue Gestalt und entwickelte «eine ganz neue Praxis der industriellen Gestaltung ihrer Produkte» (S. 10). Damit wird die Frage nach der Rolle der als «doppelbödig» definierten Gestaltung gestellt, die begrifflich sowohl die Produktästhetik als auch die Prozesse des Entwickelns, Entwerfens und Produzierens umfasst. Blaszczyk folgend, analysiert die Autorin industrielle Gestaltung aus einer unternehmens- und (weniger ausgeprägt) konsumgeschichtlichen Perspektive.²²

Die Studie greift im Wesentlichen auf Archivalien der *Zürcherischen Seidenindustrie Gesellschaft* ZSIG zurück und auf die *Mitteilungen über Textilindustrie* (1894–2012). Die Analyse von Musterbüchern, die als «opake Objekte» gelten (S. 16), verknüpft die Produkte des unternehmens- und industriegeschichtlichen Gegenstands, den die Autorin unter einem design- und technikhistorischen Blickwinkel erfasst, mit Ansätzen der *Material Culture Studies*.

Über eine produktästhetische Analyse der Stoffe hinaus, die gestalterische Qualitäten und textiltechnische Vorgaben zu klären hat, zeigt die Autorin in vier Kapiteln den jeweiligen Zusammenhang zwischen Gestaltung und Ausbildung, Produktion, Verkauf sowie Unternehmensadministration auf. Sie rückt so die Praktiken, Orte und Akteure in den Fokus, die das Produkt in einem umfassenden Sinn «gestalten». Der erste Zugriff analysiert die 1881 von der ZSIG gegründeten Seidenwebschule. Als strategische Massnahme konzipiert, galt es, Wissensdefizite gegenüber der Konkurrenz aus Lyon und Krefeld zu kompensieren. Unterrichtet wurden die Schüler im Weben, Mustern und Verwalten. Die Schule unterwies ihre Absolventen in Textiltechnik und bereitete diese nach 1912 auf Tätigkeiten in der Administration, der technischen Umsetzung oder der Gestaltung vor. Darin spiegelt sich die für die Schweiz typische, gewerblich orientierte gestalterische Ausbildung, die in erster Linie auf eine solide technische Basis setzte.

Die Mechanisierung der Seidenweberei, die erst ab 1880 das Verlagswesen ersetzte, reagierte auf den Bedarf der Warenhäuser, auf knappere Lieferfristen und das steigende Tempo der Modeindustrie. Sie setzte hohe Investitionen voraus und erforderte technisches Wissen, was die Tätigkeiten in der Fabrik ausdifferenzierte. Neben der risikoarmen Variantenbildung und dem Kopieren von Konkurrenzprodukten, wurden in der Musterweberei Neuheiten generiert. Das Experiment mit Garnsorten und Gewebeneuheiten gilt der Autorin als schweizerische Besonderheit (S. 77). Die Rolle der Dessinateure bestand darin, das modische Risiko für die Industriellen zu minimieren. So erfolgte «der Einzug der Gestaltung [...] gewissermassen durch die Hintertür» (S. 91) der Mode.

Ab 1890 drängten die Warenhäuser auf den Direkteinkauf. Die geringeren Erlöse kompensierten die Unternehmensführer der Zürcher Seidenindustrie durch erhöhte Gewinnmargen und Absatzmengen, was zu einer Nivellierung des Angebots führte. Informationsbüros, Musterdienste und Fachzeitschriften traten an die Stelle der Kommissäre, die davor die Dessinateure informiert hatten. Um 1900 konkurrierten New York, London oder Berlin mit Paris als Modemetropole; in dieser unübersichtlicheren Situation stärkten die internen Verkaufsabteilungen die Konsumorientierung.

²² Regina Lee Blaszczyk, *Imagining Consumers. Design and Innovation from Wedgwood to Corning*, Baltimore 2000.

Ab 1900 erkannten die Unternehmensführer das strategische Potenzial der Gestaltung und administrierten es entsprechend. Ihre Familienunternehmen wuchsen zu multinational agierenden Firmen, die bis zu einige Tausend Arbeitende beschäftigten. Das erforderte neue Formen der schriftlichen Kommunikation, Registraturen und produktionspezifischer Ablagen. Das Büro wurde zur Schaltzentrale; neue Musterbuchtypen integrierten Produktion, Kreation und Verkauf. «Gestaltung wurde Verwaltungssache, und Verwaltungsakte ermöglichten eine Potenzierung der Flexibilisierung der Textildgestaltung.» (S. 180)

Die Studie beschreibt industrielle Gestaltung als eine Praxis, die erlernt, professionalisiert und ökonomisiert wird. Die Ausdifferenzierung einer Gestaltungsauffassung von einer nachahmend-technokratischen, über eine innovativ-marktforschende hin zu einer systematisch-strategischen Dimension wird faktenreich belegt. Es ist eine grosse Stärke der Arbeit, dass sie weder ein Primat der Gestaltung behauptet noch das Narrativ einer teleologischen Entwicklung hin zu multinationalen Unternehmen ableitet. Die mikrohistorische Perspektive vermag vielmehr die Effekte zu erklären, welche die Ausbildung, die Mechanisierung, die marktforschende Rolle des Verkaufs und die Verwaltung auf das Erkennen einer strategischen Funktion der Gestaltung hatten. Damit bekräftigt die Studie, wie wichtig multiperspektivische Analysen der Kontexte Produktion, Konsum und Vermittlung für eine kritische Designhistoriographie sind.²³

Meret Ernst, Zürich

Pierre Pénet, Juan Flores Zendejas (éds), **Sovereign Debt Diplomacies: Rethinking Sovereign Debt from Colonial Empires to Hegemony**, Oxford: Oxford University Press, 2021, 384 pages.

Édité par Pierre Pénet et Juan Flores Zendejas, ce livre collectif étudie les conflits de dettes souveraines entre les pays emprunteurs et leurs crédateurs du XIX^e siècle à aujourd'hui. Il est le fruit d'une discussion entre un groupe de vingt chercheurs travaillant sur ce thème à partir d'approches et de périodes différentes. La première richesse de leur travail consiste dans l'interdisciplinarité des méthodes. Parmi les contributeurs, l'histoire et l'économie sont représentées, mais aussi la sociologie, le droit, les relations internationales, les sciences politiques et la finance. Dans leur dialogue, les auteurs s'appliquent à prendre en compte les circonstances historiques, politiques et sociologiques ayant permis ou limité les interventions des États crédateurs et les recours juridiques face aux dettes souveraines impayées. La seconde richesse est la diversité des cas étudiés. Certains chapitres se concentrent sur l'étude du cas d'un pays à partir d'archives originales: l'Allemagne d'après-guerre étudiée par L. de la Villa dans le chapitre 6, ou encore le Mexique durant la même période étudié par G. Del Angel et L. Pérez-Hernandez (chapitre 5). D'autres ont opté pour une approche comparative, par exemple en mettant en miroir l'histoire des dettes égyptiennes et tunisiennes au moment de la colonisation par l'Angleterre et la France ou en analysant les trajectoires de rendement des dettes des colonies anglaises dans l'entre-deux-guerres (chapitre 4, Degive et Oosterlinck). L'histoire de la pensée est également présente, avec des focus sur des acteurs clés des débats sur la dette des pays du Sud, tels que Mohamed Bedjaoui, ambassadeur algérien et membre de la Commission de Droit International des Nations Unies de 1965 à 1982 (chapitre 8 par G. Mallard et 9 par M. Waibel). L'histoire coloniale est un pivot de l'ensemble des travaux. Les auteurs mon-

²³ Grace Lees-Maffei, The Production–Consumption–Mediation Paradigm, in: *Journal of Design History* 22/4 (2009), S. 351–376.

trent comment l'histoire des litiges sur les dettes souveraines est intimement liée à celle des Empires coloniaux au XIX^e siècle et comment le recul de ces derniers, au XX^e siècle, a transformé les marchés de dettes et la diplomatie des dettes souveraines.

Au centre de l'analyse de l'ouvrage se situe le concept de « diplomatie des dettes souveraines », que les éditeurs définissent en tant que l'ensemble des actions diplomatiques auxquelles les créiteurs ont recours pour pousser un pays à rembourser ses dettes. Les différentes stratégies des créiteurs consistent dans l'évaluation du risque de la dette, l'utilisation des clauses juridiques, les méthodes de négociation et l'implication des États. L'analyse de ces composants permet aux auteurs de distinguer les évolutions historiques de la gestion des conflits liés aux dettes souveraines. Au début du XIX^e siècle, les acteurs impliqués dans les conflits de dettes souveraines étaient organisés au sein de comités de détenteurs d'obligations étrangères qui obtenaient l'aide des diplomates de leur pays pour négocier les remboursements des dettes en retard de paiement. Ensemble, ils érodaient la souveraineté des pays emprunteurs en imposant des politiques économiques, notamment en Amérique latine, comme le détaille le chapitre 2. L'ouvrage se concentre ensuite sur la période post-1939, moins étudiée par l'historiographie. Par rapport au siècle précédent, les « Trente Glorieuses » se caractérisaient par des contrôles importants sur l'accès aux marchés de capitaux, rendant caduque la menace souvent employée d'exclure du marché un pays en défaut de paiement. Les conflits de dettes souveraines étaient donc désormais directement gérés entre États. Les alliances diplomatiques autour des grandes puissances orientaient les reports de dettes, échangés contre des faveurs commerciales ou politiques au sein du groupe d'alliés. Ce type de diplomatie des dettes souveraines a été plus coûteux pour les acteurs privés, qui ont dû faire face à des réductions des dettes décidées par les agents des gouvernements. Ensuite, les débats sur les dettes des pays du Sud se sont renouvelés lors de la décolonisation, avec la question de la transmission des dettes des autorités coloniales aux nouveaux gouvernements indépendants. La Commission de Droit International des Nations Unies n'a pas réussi à formuler de règles générales sur le traitement de ces transitions, alors que certains diplomates comme Bedjaoui militaient pour élargir la définition des dettes odieuses. Les États non-alignés ont ainsi déclaré attendre un remboursement de la part des pays du Nord pour compenser l'exploitation des ressources et des populations durant l'époque coloniale. Cette demande leur permettait de quitter leur statut d'emprunteur vers celui de créiteur afin, en définitive, de présenter la nationalisation des intérêts privés comme une réparation payée par les anciennes métropoles. Ces dernières ont bloqué ces demandes et ont maintenu au sein des institutions de Bretton Woods l'expertise macroéconomique sur la soutenabilité des dettes, marginalisant le rôle de l'UNCTAD, soit l'institution internationale associée au groupe G77 des pays en développement. En outre, la dérégulation des marchés financiers ne s'est pas accompagnée d'un retrait total des États dans les litiges de dettes souveraines. Dans le chapitre 11, G. Datz décrit notamment comment la Belgique, la France et le Royaume-Uni ont mis en place des législations limitant les manœuvres des fonds voutours. Les dettes odieuses font finalement l'objet d'un chapitre dédié, où Gulati et Panizza montrent comment le marché a internalisé la menace de répudiation de la dette vénézuélienne émise par le président Maduro.

Malgré la grande diversité des études, on peut regretter l'absence d'un chapitre analysant de façon plus détaillée la période de l'entre-deux-guerres, afin que l'ouvrage traite plus complètement des deux siècles qu'il annonce traiter et pour qu'il soit plus indépendant de la littérature secondaire. On aurait également pu espérer un chapitre spécifique-

ment dédié à la dette de la Grèce durant la crise de la zone euro, la Troïka consistant en un acteur passionnant, particulièrement dans le cadre d'une réflexion autour de la diplomatie des dettes souveraines. Un manque peut-être plus important réside dans l'analyse de la Chine au XXI^e siècle. Détenteur majeur des dettes des États-Unis, la Chine est à la fois un créateur de poids pour un nombre grandissant de pays en développement. Elle s'oppose aujourd'hui au FMI dans les négociations autour des reports de dettes de pays tels que la Zambie. Toutefois, comme l'ouvrage de Pierre Pénat et Juan Flores Zendejas a été initié lors de panels organisés en 2017 et 2018, on ne leur reprochera pas de n'avoir voulu jouer le rôle de Cassandre.

Ce travail collectif reste un tour de force d'interdisciplinarité, proposant des concepts originaux et inspirants ainsi que des récits captivants qui ouvrent la voie à de futures études. Il enrichit la littérature sur les dettes publiques et constitue une pierre fondatrice pour développer les recherches sur la diplomatie financière.

Maylis Avaro, Philadelphie

Johannes Feichtinger, Brigitte Mazohl (Hg.), *Die österreichische Akademie der Wissenschaften 1847–2022. Eine neue Akademieggeschichte*, 3 Bände, Wien: Verlag der ÖAW, 2022, 1845 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Äusserlich handelt es sich um ein Monstrum in drei Teilen mit gegen 2000 Seiten und 5,5 Kilo schwer, inhaltlich jedoch um eine kollektive Grossleistung von 18 Autorinnen und Autoren, worin die Herausgeberin und besonders der Herausgeber dominieren, vor allem aber um eine selbstvergewissernde Gesamtdarstellung zum 175. Jahrestag einer eindrücklichen Wissenschaftsinstitution.

Die ersten zwei Bände sind chronologisch angelegt und erhellen mit vielen Querverweisen und einigen Überschneidungen den vielschichtigen Erfolgslauf einer – trotz ähnlicher anderer – einmaligen Institution mit vielen Höhen und traurigen Tiefen. Zu ersteren gehören die Wurzeln im Vormärz und früher und die Jahrzehnte bis zum Ersten Weltkrieg mit der Ausformung einer wissenschaftlichen Identität als Forschungsakademie dank einer Vielfalt von Expeditionen und Forschungsreisen bis in die Arktis und zunehmend internationalerer wissenschaftlicher Zusammenarbeit. In diese Phase fällt die Schaffung erster Institute wie das 1910 eröffnete für Radiumforschung. Besonders gelungen ist in diesem Kontext das Kapitel zu den Akademiejubiläen von 1872, 1897, 1922, 1947, 1972 und 1997, die jeweils Zwischenbilanzen und Selbstreflexionen ermöglichten (Kapitel 9).

Der Erste Weltkrieg brachte eine nachhaltige Zäsur, bot allerdings kriegsbedingt vorübergehend Möglichkeiten teils fragwürdiger Art wie rassistisch kontextualisierte anthropologische und phonographische Untersuchungen an russischen Kriegsgefangenen, die sich 1939 fortsetzten, als 440 staatenlose Juden vor der Deportation «vermessen» wurden.

In die Schattenseiten gehört schon der «Ständestaat» (wie er leicht unreflektiert bezeichnet wird), als antisemitische und deutschnationale Haltungen in der Akademie vertreten waren, einzelne Neumitglieder aus dem Umfeld der verbotenen NSDAP stammten und sich der ideologische Boden für die NS-Machtübernahme vorbereitete. Vielschichtig und vorbildlich werden unter dem Titel «Niedergang» (Bd. II, S. 11–271) die dunklen Jahre unter dem Nationalsozialismus anhand neu ausgewerteter Archivquellen behandelt, als «Wissenschaft im Dienste des Deutschen Volkes» betrieben werden musste. Die Institutsleiter und alle Mitarbeiter jüdischer Herkunft wurden entlassen, insgesamt 45, von welchen 25 ins Ausland, vornehmlich in die USA, flohen und zumeist nicht mehr zurückkehrten; acht wurden ermordet. Nach der Pogromnacht vom 9. November 1938

wurden auch die Mitglieder jüdischer Herkunft ausgeschlossen (sechs ordentliche und 15 korrespondierende) und die Akademiekommissionen nazifiziert und an die ideologischen Ziele der Volkstums- und Rasseforschung angepasst; auch die Materialien aus den Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs wurden wieder verwertet. Nach der Befreiung Wiens durch die Rote Armee waren die dunklen Jahre nicht vorbei, weil NS-lastige Projekte weitergeführt wurden, so in der Sprach- und Volkstumsforschung oder in der Physischen Anthropologie, und personell kaum Schnitte vollzogen wurden. Während an der Hundertjahrfeier der Akademie 1947 Bundespräsident Karl Renner Österreichs Mitschuld ansprach, wies Akademievizepräsident Richard Meister jede Verantwortung zurück; die Akademie galt als unbefleckte, rein wissenschaftliche Institution.

Die ebenso breit angelegten übrigen Teile des zweiten Bandes widmen sich zunächst der Selbsterneuerung der Akademie nach 1945 und ihrer Neuerfindung im Kalten Krieg als friedlich koexistierende Forschungsträgerin mit zunehmend natur- und sozialwissenschaftlich ausgerichteten Instituten zur Grundlagenforschung. Darauf folgen die weitgefächerten Forschungen der letzten 50 Jahre, als die Akademie nach Schaffung des neuen Wissenschaftsministeriums 1970 ihre Autonomie erfolgreich verteidigen konnte. Österreichs EU-Beitritt am 1. Januar 1995 bot Anlass zum Überdenken des Akademieaufbaus und zu verschiedenen Reformetappen bis zur Strukturreform von 2012 mit einer Reduktion der Forschungseinrichtungen (von 63 auf 28) und der Entflechtung der Gelehrten-gesellschaft (rund 700 Gewählte) von den Forschungsträgern (über 1300 wissenschaftliche MitarbeiterInnen).

In diesem letzten halben Jahrhundert entwickelte sich die ÖAW zur größten Trägerin ausseruniversitärer Grundlagenforschung in den Bereichen Geistes- und Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften, Informationswissenschaften und Mathematik, Lebenswissenschaften (Medizin und Biologie) sowie Erd-/Technikwissenschaften und Physik. Auf Einzelheiten dieser kapillar (und teilweise stark aufzählend) präsentierten, gleichwohl eindrucklichen Erfolgsliste kann hier nicht eingegangen werden – ausser (im Blick auf den Erscheinungsort dieser Rezension) mit einem Hinweis auf die Historische Kommission, die das bahnbrechende Riesenwerk zur Geschichte der Habsburgermonarchie 1848–1918 betreute, das in 12 Bänden mit verschiedenen Doppelbänden zwischen 1973 und 2018 erschien. Mittlerweile liegt der Fokus, inspiriert vom Wiener Osteuropahistoriker Arnold Suppan, verstärkt auf dem 20. Jahrhundert.

Der dritte Band ergänzt zwei Einzelbereiche, zunächst das Fallbeispiel Umweltforschung, die in den frühen 1970ern eine rasche Institutionalisierung, 1995 bis 2005 aber eine seltsame Entinstitutionalisierung als «Dornröschenzeit» erfuhr. Vor allem dominiert als Hauptstück aber die hochproblematisierende «Frauengeschichte», die als «Störfall Gender» auf über 100 Seiten (Bd., III, S. 63–175) fast eine eigene Monographie zum Thema darstellt. Der Weg der Frau in die Akademie war lang. Nach weiblich administrativem Personal in der Verwaltung wurde erst 1948 mit der Physikerin Lise Meitner eine erste Frau korrespondierendes Mitglied und weitere 25 Jahre später (1973) die Atomforscherin Berta Karlik erstes wirkliches weibliches Mitglied. Die Folgezeit blieb ausgesprochen hargig, weil die allein wirklichen Mitglieder alle Männer waren. Erst ab den 1990ern und vornehmlich in den 2000ern lief alles beschleunigter, doch waren von den 754 Mitgliedern aller Kategorien noch 2020 nur 18,3 Prozent Frauen. Von ihnen war Brigitte Mazohl, Mitherausgeberin dieses Werks, 2013–2017 Präsidentin der phil.-hist. Klasse. Von im Jahr 2000 knapp 1000 Wissenschaftlichen Mitarbeitern in Kommissionen und Instituten war weniger als die Hälfte weiblich.

Zusätzlich bringt der Band wichtige Ergänzungen zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Akademiegebäudes und zu den Standorten der Forschungseinrichtungen in Wien, Leoben, Graz, Linz und Innsbruck sowie in Rom (mit Aussenstelle Madrid), Bozen und verschiedenen Aussenstellen des Österr. Archäologischen Instituts. Weiter findet sich ein sehr nützlicher Dokumentationsenteil mit einer repräsentativen Auswahl von 27 Quellen zur Akademiegeschichte seit 1837 sowie mit Listen zu den Forschungseinrichtungen, den Präsidenten und wirklichen Mitgliedern sowie mit Webapplikations-Auswertungen zu den Mitgliederzahlen oder dem Geschlechterverhältnis und der Altersstruktur, aber auch zur NSDAP-Zugehörigkeit oder zu den Nobelpreisträgern unter den Akademiemitgliedern. Zuletzt folgt eine Chronologie 1847–2022.

Die vorbildlich edierte Grossproduktion illustriert die enorme Vielseitigkeit einer 175-jährigen Institution und ihrer fast immer spannenden und teilweise schwierigen Geschichte überzeugend. Sie wurde vom Staat (primär der Kaiserstaat, dann die Republik) geschaffen und finanziert und zu guter Letzt auf dem Weg von Leistungsvereinbarungen in einen schönen Freiraum mit eigenem Gestaltungsspielraum «entlassen»: ein akademischer und wissenschaftsgeschichtlicher Glücksfall zum Zweck selbstbestimmter ausseruniversitärer Grundlagenforschung, auf den man aus einem nicht unähnlichen (wenngleich historisch anders situierten) Nachbarland nur mit Neid blicken kann.

Carlo Moos, Zürich

Monika Gisler, **Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. 75 Jahre Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.** Unter Mitwirkung von Samuel Amstutz, Christian Leder und Mitarbeitenden des Center for Higher Education and Science Studies der Universität Zürich, Basel: Schwabe Verlag, 2022, 202 Seiten, 33 Abbildungen.

Vor fünf Jahren brach die Historikerin Lisa Malich in der Zeitschrift «Berichte der Wissenschaftsgeschichte» eine Lanze für die Institution als Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. Galt die Institutionengeschichte manchen als etwas verstaubt, erkannte Malich die Möglichkeit, einer zuweilen absurden Tendenz zu mikrohistorischen Analysen «unter dem Vorzeichen der Praxeologie, der ANT oder der Situietheit von Wissen» zu begegnen.²⁴ Institutionen erlauben nämlich die Untersuchung von Verflechtungen, Kontinuitäten, Zirkulationsprozessen, Kodifizierungen und Machtverhältnissen. Unter diesen Institutionen (Malich dachte zunächst an Spitäler und Psychiatrien) drängen sich diejenigen, die sich mit der finanziellen und ideellen Förderung von Wissenschaften auseinandersetzen, vielleicht weniger auf als andere. Nichtsdestotrotz ist gerade der institutionelle Überbau des wissenschaftlichen Arbeitens zentral, wenn es darum geht, eine Wissenschaftsgeschichte als Kultur- und Wissensgeschichte zu verorten und zu politisieren. Vor welchem historischen Hintergrund wird der Bedarf an Förderung für eine wissenschaftliche Disziplin formuliert? Wer regt an, wer entscheidet, wer profitiert? Und welches Verständnis von Wissenschaft steht dabei im Hintergrund?

Monika Gisler widmet sich unter Mitarbeit weiterer Personen auf knapp zweihundert Seiten und in neun Kapiteln der Geschichte der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft (SGG) – ab 1985 Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften (SAGW). Das Buch ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit der für die Schweiz geradezu obligaten Referenz auf die 1930er Jahre, in denen gemäss einer gängi-

²⁴ Lisa Malich, Eine Zukunft der Wissenschaftsgeschichte liegt in der Institution, in: Berichte der Wissenschaftsgeschichte 41 (2018), S. 395–398, Zitat S. 395.

gen These erstmals eine nationale Wissenschaftspolitik zum Thema wurde. Wie im Falle anderer schweizerischer Gesellschaften auch war zunächst der Druck von aussen ausschlaggebend: Vorarbeiten für einen Beitritt der Schweiz in die Union Académique Internationale (UAI) ab 1939 brachten den Stein ins Rollen, weil dafür eine nationale Organisation der einzelnen geisteswissenschaftlichen Gesellschaften wünschenswert war. Zudem war seit dem Arbeitsbeschaffungsprogramm des Bundes von 1934 deutlich geworden, dass nur eine schlagkräftige und durchsetzungsfähige Institution die Interessen der kleineren Gesellschaften vertreten konnte. Nach mehrjähriger Vorarbeit fanden die Gesellschaften schliesslich 1946 unter dem Dach der SGG zusammen. Mit der Gründung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) 1952 war zwar eine potente Anlaufstelle geschaffen, aber durch die direkte Konkurrenz unter den grossen Gesellschaften liefen auch endlose Diskussionen über die Förderungswürdigkeit von Projekten an. In den ersten Jahrzehnten spannten die SGG und die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (SNG) noch zusammen, indem sie ein gemeinsames Generalsekretariat führten und sich so abstimmten. Die Institutionalisierung der Sozialwissenschaften an Hochschulen in den 1970ern brachte die Frage auf, ob auch die Sozialwissenschaften einen Platz innerhalb der SGG hätten. Erst 1991, nun als Akademie, fand dies in der Bezeichnung «Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften» Niederschlag. Es folgten zeitgemässe Versuche, am Branding der SAGW zu arbeiten und mit zuweilen humorvollen Interventionen («It's the humanities, stupid!») Aufmerksamkeit zu erregen.

Die Geschichte der SGG/SAGW fügt sich in eine breitere Politik- und Kulturgeschichte der Schweiz ein und trägt gleichzeitig zur relativ jungen Geschichtsschreibung der Geisteswissenschaften bei. Dabei spricht Gisler viele relevante Themen an. Beispielsweise diskutierten die Beteiligten schon von Anfang an über den Wert geisteswissenschaftlicher Forschung. Hier ist sehr genau nach den unterschiedlichen Positionen und Interessen zu fragen, die jeweils handlungsleitend waren. An einigen Stellen im Buch liegt beispielsweise die Vermutung nahe, dass gewisse vorgebrachte Bedrohungsszenarien primär Rhetorik und weniger tatsächliche Bedrohung waren, ähnlich wie sie zeitweise auch für die Natur- und Ingenieurwissenschaften formuliert wurden. Dafür könnte ein direkter Vergleich mit der SNG und eine genauere Analyse der personellen und ideellen Nähe zwischen SGG und SNG zielführend sein. Die Relevanzfrage hing ausserdem mit dem Bestreben der SGG zusammen, zunehmend durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit ihre Position im schweizerischen Wissenschaftsbetrieb zu festigen und Diskussionen zu provozieren.

Mit Lisa Malich könnten Gislars Anregung weitergeführt werden. Interessant wäre etwa zu fragen, welchen Markt die SGG eigentlich bediente. Wie wurden nationale und internationale Dimensionen verhandelt? Und welche Rolle spielte hier der Föderalismus? Ebenfalls böte sich eine Untersuchung des wissenschaftlichen Personals an: Wer beschäftigte sich überhaupt mit geisteswissenschaftlichen Themen? Wer erhielt Förderung und Aufmerksamkeit? Spannend wäre auch grundsätzlich eine analytische Untersuchung der Rolle der Geisteswissenschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts anhand der SGG/SAGW. Wie genau liesse sich der Wandel der Geisteswissenschaften als akademische Forschungsrichtung und auch als Geisteshaltung fassen? Gisler wirft diese Fragen im Buch auf und bleibt oft an der Oberfläche, was vielleicht darauf zurückzuführen ist, dass es sich um ein Auftragswerk der SAGW und damit primär um eine Institutionengeschichte im engeren Sinne – es ist schliesslich ein Jubiläumsband – handelt. Dies tut der Tatsache aber keinen Abtrag, dass hier ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in

der Schweiz vorliegt. Gisler erzählt die komplexe Geschichte der SGG / SAGW anschaulich und rhythmisiert den Text auf angenehme Weise mithilfe zahlreicher Abbildungen und Textkästen zu Einzelpersonen und Institutionen. Es bleibt zu hoffen, dass Gislers Buch weitere Forschung über die Geschichte hochaktueller Themen wie Relevanz- und Öffentlichkeitsfragen der Geisteswissenschaften anregt.²⁵ Denn: So neu und hochaktuell sind die Fragen gar nicht. Gisler zeigt auf, dass sie mindestens so alt sind wie die wissenschaftspolitische Organisation der Geisteswissenschaften seit den späten 1930ern.

Leander Diener, Berlin / Zürich

Thomas Buomberger, *Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990*, Baden: Hier und Jetzt, 2017, 420 pages, 12 illustrations.

La Défense spirituelle, nouvel opium du peuple? C'est l'enseignement que l'on pourrait déduire de l'ouvrage de Thomas Buomberger consacré à la Suisse durant la Guerre froide. Au lendemain de la Seconde Guerre mondiale, la Suisse tente de restaurer son prestige dans un climat alourdi par son attitude ambiguë envers l'Allemagne, objet de vives critiques en Europe et aux Etats-Unis. Viscéralement anticommuniste, la Suisse s'est-elle rachetée une vertu en recyclant cette Défense spirituelle («geistige Landesverteidigung») qu'elle avait élaborée pour protéger le pays des influences nazies? C'est la thèse que défend l'auteur dont le livre fouille les recoins d'une Suisse rivée à l'obsession d'une guerre imminente, forcément nucléaire, qui ne pourrait venir que de l'Est et à laquelle elle pourrait échapper grâce à son réseau d'abris antiatomiques et à une conscience patriotique aiguisée par un rappel constant de ses charmes démocratiques. Une conscience patriotique adossée à un fichage en règle de toutes les personnes accusées de proximité avec le communisme honni.

La Défense spirituelle et l'anticommunisme constituent en effet les deux axes de l'analyse qu'emprunte l'auteur, comme si l'histoire de la Suisse entre 1945 et 1990 se réduisait à une chasse maniaque des communistes et à un repli dans une bonne conscience masquant les compromissions de ses élites durant la guerre. Thomas Buomberger propose toutefois un tableau soigné de l'anticommunisme, qui ne concerne pas que la droite, cette posture posant aussi sa marque, parfois avec plus de vigueur, sur les rangs des socialistes et des syndicats soucieux de la si redoutable concurrence communiste, alors que l'aura de Staline atteint son firmament. Entretenu par la droite, l'anticommunisme conforte la Suisse dans une mentalité sculptée, dès 1939, par la Défense spirituelle: tout doit être mis en œuvre pour protéger les Suissesses et les Suisses d'une éventuelle contamination. Victimes de pénibles poursuites, de nombreuses personnes sont mises à une sorte de pilori moral qui se met en place dans un conformisme que l'auteur décrit comme étouffant.

Toute la politique fédérale s'organiserait dès lors autour de cette lutte acharnée contre le démon communiste. L'auteur pénètre les arcanes de la politique militaire de la Confédération, dans sa volonté de doter le pays d'une force aérienne moderne avec l'ambition, à terme, de passer dans le camp des puissances pourvues de l'arme nucléaire, à la consternation de ses voisins allemands. Sous son couvercle de plomb («bleierner Deckel») de la Défense spirituelle, le hérisson helvétique, comme aveuglé par une propagande anticommuniste peu en rapport avec la menace réelle venue de l'Est, se serait ainsi jeté à

²⁵ Eine Erforschung dieser Relevanz- und Legitimationsdimensionen böte eine willkommene Korrektur gegen öffentliche Angriffe auf das geisteswissenschaftliche Studium à la Andrea Franc in der NZZ: «Die Studenten vergeuden ihre Zeit» (NZZ, 25.5.2022).

corps perdu dans une sorte d'hystérie collective dans laquelle la population serait éduquée à préparer la guerre imminente, insensible aux discours pacifistes qui se multiplient à partir des années 1970. Malgré des débuts difficiles, la protection civile deviendra l'un des fondements pratiques de la défense nationale au point d'être de plus en plus contestée, comme l'endoctrinement généralisé qui l'accompagne. À la fin des années 60, un livre décrivant le fonctionnement de la protection civile fait scandale par ses a priori totalement vides de nuances.

Cet état d'esprit dominera jusqu'à la fin de la Guerre froide. Articulée sur un espionnage omniprésent des personnes rétives au *diktat* du moment, la politique fédérale se referme. Assise sur ses stocks de vivres entassés dans les armoires d'une population jugée incapable de se prémunir seule contre des idées jugées pernicieuses, la Suisse officielle se barricade dans un complexe obsidional, jusqu'à la révélation de l'impensable: le scandale des fiches qui éclatera dans les années 80. L'arsenal de Défense spirituelle «institutionnelle» se délite: la cellule P26 est dévoilée, montrant la dimension ridicule d'une politique incapable de se remettre en question. En effet, les autorités ne perçoivent pas un climat antimilitariste qui ne cesse de croître, de la révolte de la fin des années 60 (que cette Défense spirituelle a possiblement contribué à attiser), à l'initiative du GsSA pour l'abolition de l'armée votée en 1989 – lorsque tombe le Mur de Berlin –, en passant par l'initiative contre la place d'armes du Rothenthurm.

La narration de la construction d'un discours de Défense spirituelle contre le communisme porté par les armées soviétiques après 1945, remis en service après avoir servi de réplique au nazisme, ne manque pas d'intérêt. Ce discours officiel, tournant en boucle, a en effet peut-être fini par se retourner contre l'objectif visé, causant beaucoup d'irritation dans une société qui envisageait d'inventer de nouvelles synthèses entre socialisme et communisme. À ce titre, ce discours participe de cette vision du monde de l'après-guerre en vigueur en Occident, que les jeunes générations critiquent directement pour d'autres motifs. Ce reproche, on le retrouve d'ailleurs également dans le bloc de l'Est, comme le montre l'affaire tchécoslovaque. Néanmoins, le livre de Thomas Buomberger parle-t-il réellement de la Suisse durant la Guerre froide? Le titre est trompeur: il n'embrasse pas l'histoire de la Suisse de cette époque dans toute sa complexité, mais se concentre plutôt sur l'un de ses aspects, certes important, mais pas unique. Pour avoir une vision plus complète de cette période, on se rapportera ainsi au récent *6 juillet 1947. La Suisse dans le monde de l'après-guerre* de Dominique Dirlwanger (2022, voir le compte-rendu de Sébastien Farré dans ce numéro de la RSH).

Enfin, l'auteur use avec fort peu de modération de termes extraits d'un lexique psychologisant, tels que «hystérie» ou «paranoïa». Ces termes sont forts et font sans doute de l'effet, mais la science historique les manie d'ordinaire avec davantage de prudence. Il est d'ailleurs intéressant de lire ce livre aujourd'hui, dans un monde à peine sorti de la pandémie du Covid et encore empêtré dans une guerre en Ukraine dont des débordements nucléaires ne sont toujours pas exclus. La protection civile et l'usage de stocks ont ainsi refait leur apparition dans le langage courant... Or, il est toujours délicat de juger certaines attitudes lorsque l'on connaît la suite de l'histoire. Et il en va de même de cette habitude de critiquer l'anticommunisme suisse à l'aune d'une menace qui aurait été surestimée. Après coup, il est sans aucun doute possible de juger cette position excessive. Mais était-elle réellement exagérée sur le moment? L'étude de cette période est délicate, puisque

divers discours se croisent constamment. C'est ce qui la rend passionnante et c'est ce qui fait de ce livre une fort stimulante contribution au débat.

Olivier Meuwly, Lausanne

Eva Locher, **Natürlich, nackt, gesund. Die Lebensreform in der Schweiz nach 1945**, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 2021, 428 Seiten.

Im Rahmen des Forschungsprojekts *Die Lebensreformbewegung in der Schweiz im 20. Jahrhundert*²⁶ untersuchte Eva Locher in ihrer Dissertation den Zeitraum von 1945 bis in die langen 1970er Jahre. Einzelpersonen, Gruppen, Organisationen oder Reformwarengewerbe galten als «lebensreformerisch» oder kurz «reformerisch», «wenn sie den Verzicht auf Alkohol, Tabak und Fleisch ins Zentrum rückten, den Alltag nach Natürlichkeitsprinzipien gestalteten, einen Selbstermächtigungsanspruch in den Dienst einer Gesellschaftsveränderung stellten und als übergeordnetes Ziel Gesundheit propagierten» (S. 33). Im Kern der Bewegung stand ein Set von Praktiken, zu denen bestimmte Ernährungsregeln, naturheilkundliche Verfahren, um Krankheiten zu bewältigen und die Gesundheit zu erhalten, sowie Nacktheit in Spiel und Sport zählten. Diese Praktiken wurden bereits um 1900 mit Kritik an Industrialisierung, Stadt und Medizin zur naturgemäßen Reform propagiert. Locher geht den diskursiven Mustern nach, in die sie fünfzig Jahre später eingeschrieben waren, und den Veränderungen, die sie in nationalen Transfers und, eine Generation später, mit der Alternativbewegung erfuhren. Kurzgefasst kommt sie zum Resultat, dass das lebensreformerische Set von Praktiken durch die Zeit dasselbe blieb. Was sich jedoch änderte waren die Wissensordnungen, die ihm zugrunde lagen (S. 352), die gesellschaftlichen Probleme, wofür die reformerische Praxis Lösungen bereithalten sollte sowie die ab den 1970er Jahren einsetzende Erosion der Strukturen (S. 360 f.) durch Protest-Alternativbewegungen.

So oft Reformer:innen einen Apfel rieben, eine Wechseldusche oder ein Sonnenbad im FKK-Areal nahmen, so oft schrieben und lasen sie über ihre Aktivitäten und ihr Denken. Deshalb konnte Locher ein beeindruckendes Quellenkorpus an Publikationen, Materialien aus Vereins- und Personennachlässen verarbeiten, wobei ihr namentlich Reformzeitschriften aus der Schweiz und den Nachbarländern sowie wenige Alternativzeitschriften als «Rückgrat» (S. 40) dienten. Zu Ernährungsfragen ist dies *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* (1923–1978), in der Ralph Bircher (1899–1990) das Erbe seines Vaters Maximilian Bircher-Benner (1867–1939) weiterführte. Die Naturheilkunde erschloss *Die Volksgesundheit* (1908–1988) des Schweizerischen Vereins für Volksgesundheit (SVVG) (seit 2002 vitaswiss), dessen Zentralsekretär Paul Häusle von 1954 bis 1966 amtierte und zahlreiche Monographien im Verlag veröffentlichte. Materialien zur Freikörperkultur bot *Die neue Zeit* (1929–2004), in der Werner Zimmermann (1893–1982) als prominente Leitfigur schrieb, sowie die Zeitschrift der *Organisation von Naturisten in der Schweiz* (ONS). Die Zeitschrift *Regeneration* (1966–2007) beanspruchte schliesslich als jüngste Gründung alle Bereiche der Lebensreform abzudecken.

Locher konzipiert die Lebensreform als «soziales Milieu» (S. 35) in seinen internen und externen Beziehungen, das sie quellengesättigt und im Forschungsstand kontextuali-

26 Das Projekt wurde vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt und stand unter der Leitung von Prof. Dr. Damir Skenderovic, Universität Freiburg i. Üe. Siehe auch die Ausstellung «Besser Leben! Lebensreformen bis heute» im Historischen Museum Bern von 2020, und Stefan Rindlisbacher, *Lebensreform in der Schweiz (1850–1950)*. Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen, Bern 2022.

siert nachzeichnet. Ihre Darstellung folgt den drei Bereichen «Ernährungsreform», «Naturheilkunde» und «Freikörperkultur», die bereits Wolfgang Krabbe als innere Kreise der Reformbewegung erfasst hatte.²⁷ Den Lesenden eröffnen die drei Bereiche Szenerien von Allianzen und Differenzen unter den Akteur:innen, die sich selbst als moderne, gesellschaftlich integrierte Menschen verstanden, «mit dem Gestus der Überlegenheit» (S. 37) auftraten und sich auf herausragende Persönlichkeiten beriefen. Das reformerische Set aktualisierten sie für die jeweils spezifische «Not der Zeit» (S. 28). So galt ihre Aufmerksamkeit in den Begriffen «Zivilisations-» oder «Managerkrankheit» (S. 148) eugenischen, sozial- und zivilisationskritischen Diskursmustern. Die Kritik an Schulmedizin und Arzneimitteln war mit den therapeutischen Erfolgen der Medizin nach 1945 zurückgegangen, um mit der «Contergan-Affäre» oder der Debatte um die «Krise der Medizin» (S. 158–160) wieder deutlicher zu werden. Ab den 1960er Jahren integrierte die Lebensreform Diskurse der «Selbstentfremdung» und der «Arbeit am Selbst» (S. 168), griff die gesundheitlichen Folgen der Umweltzerstörung durch die Agrarwirtschaft, die Gefahren der Atomkraftwerke und der Nahrungsmittelindustrie auf. Sie zeigte sich politisch an linke ebenso wie rechte Ideologien anschlussfähig. Kooperationen bestanden mit Gruppen für die «biologische Landesverteidigung» (S. 200), des «biologischen Landbaus» (S. 230), mit den «Bärglütli» (S. 250), die ein ökologisches Gemeinschaftsleben in den Bergen praktizierten, sowie mit der pazifistischen und der Anti-AKW-Bewegung (S. 216–230).

Die sich formierenden Umwelt- und Entwicklungsbewegungen griffen die reformerischen Lehren nur sehr selektiv auf. Die Wanderausstellung *umdenken – umschwenken* (S. 68–70), die 1975 von Assistierenden und Studierenden der ETH und der Universität Zürich erarbeitet worden war, übernahm beispielsweise das Konzept der sogenannten «Vitalstoffe» von Werner Kollath (1892–1970), um sich jedoch von der Dogmatik solcher Ernährungskonzepte zu distanzieren. Ein Buch fürs alternative fleischlose Kochen in WGs integrierte Rezepte der Vegetarier:innen. Die Autorin Helia Blocher lehnte jedoch den missionarischen und streng asketischen Vegetarismus (S. 88) ab. Die vorherrschende Geschlechterordnung verschwand im reformerischen Set nur langsam. Von wenigen Ausnahmen abgesehen traten Frauen laut Locher noch bis Ende der 1970er Jahre überwiegend mit Themen der Erziehung, Küche und Hausmedizin auf (S. 354). Erst die Ambulatorien der neuen Frauenbewegung eigneten sich Naturheilverfahren ohne Verehrung für ihre einstigen Protagonisten an.

Wer Lochers Arbeit zu spezifischen Fragen konsultieren will, greift mit Vorteil zur Textsuche im E-Book. So lassen sich überraschende, oft kleinräumige Entwicklungen und Persönlichkeiten der Schweizer Nachkriegsjahrzehnte leichter verfolgen. Dies gilt besonders für die reformerischen Praktiken, die in allen drei, sich überschneidenden Teilbereichen omnipräsent sind und oft zitiert oder paraphrasiert werden. Diese Repetitionen in wechselnden Zusammenhängen wirken manchmal ermüdend, doch sie widerspiegeln, wie das reformerische Milieu seine zentralen Diskurs- und Handlungsmuster bekräftigte. Letztlich bestätigen sie Lochers These, dass die Lebensreform wenig strategisch ausgerichtet war und «ihre Schlagkraft im Alltag, in der Lebensgestaltung, im Bewusstsein, in typischen Erfahrungen und im Verhalten ihrer Anhängerinnen und Protagonisten» (S. 353) entfaltet hatte.

Sabina Roth, Zürich

²⁷ Wolfgang Krabbe, *Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode*, Göttingen 1974.

Thomas Färber, *Protest mit der Schreibmaschine. Walter Matthias Diggelmann in den öffentlichen Debatten der 1960er- und 1970er Jahre*, Zürich: Chronos Verlag, 2021, 646 pages, 44 illustrations.

Avec l'ouvrage tiré de sa thèse de doctorat soutenue en 2017 à l'Université de Lucerne, l'historien et journaliste Thomas Färber achève un parcours de recherche entamé il y a bientôt vingt ans, consacré à l'histoire intellectuelle suisse et aux «non-conformistes» des années 1960 et 1970.²⁸ Dans ce livre, l'auteur entend, d'une part, restituer le contexte social et culturel qui forme la toile de fond d'un «microcosme non-conformiste» (p. 10) et, d'autre part, resituer la personne de Walter Diggelmann (1927–1979), fil rouge du récit, au sein de cette nébuleuse. Car c'est une biographie de l'écrivain et journaliste zurichois que propose Färber, à partir du concept de «biographème» emprunté à Sigrid Weigel. En bref, il s'agit de remonter dans le passé d'un individu pour y recueillir les traces d'une mémoire éclatée (*Splitter der Erinnerung*) et ainsi mieux saisir les logiques qui orientent un individu au sein de son environnement.

La structure de l'ouvrage, articulée en trois parties, est conçue pour correspondre à cette approche, thématique et non chronologique, du genre biographique. À une courte partie introductive qui renseigne sur les principaux éléments biographiques (p. 15–51) succède la partie centrale de l'ouvrage, consacrée à cette mémoire éclatée. L'auteur reconstitue la trajectoire intellectuelle et littéraire de Diggelmann par l'analyse de 25 épisodes étalés entre 1964 et 1979 (p. 53–474). Articulé autour de quatre thématiques, le détail de ces péripéties a pour fonction d'approfondir la trajectoire de ce personnage et d'éclairer les facettes de son intervention dans le débat public. Cette section s'ouvre par «l'écrivain engagé» (p. 54–123) et se penche sur la crise que traverse le monde du livre helvétique, du *Zürcher Literaturstreit* de 1966 à la scission de la Société suisse des écrivains et la fondation du Groupe d'Olten en 1971. Le chapitre suivant est dédié au «patriote critique» (p. 124–221), dont la publication en 1965 de *Die Hinterlassenschaft* constitue le point culminant. C'est l'intellectuel engagé au nom d'une cause («anwaltschaftliche Intellektuelle») qui est ensuite étudié, ainsi que ses interventions en faveur de populations marginalisées (p. 222–325). Puis, l'auteur s'arrête sur le «non-conformiste non-conforme» (p. 326–434) que serait le personnage central de son histoire, en vue de préciser tant la genèse du terme «non-conformiste», anathème classiquement retourné en étendard, que ses rapports ambivalents avec ses homologues et le champ politique. C'est à «l'intellectuel multimédia» (p. 435–474) que s'intéresse le dernier chapitre de cette partie médiane, terme choisi pour désigner la participation précoce de Diggelmann aux médias audiovisuels. La dernière partie de l'ouvrage est divisée en deux volets: le premier consacré aux enjeux théoriques, méthodologiques et historiographiques (p. 475–506), le second aux résultats de son travail (p. 507–560). Enfin, une conclusion sous forme de bilan, qui s'interroge notamment sur le type d'intellectuel représenté par Diggelmann, clôt ce livre.

Un sentiment partagé résulte de la lecture. D'un côté, l'ouvrage offre un tableau détaillé de Diggelmann en tant qu'intellectuel engagé dans le débat public, caractérisé par la multiplicité des formes que prennent ses interventions et un parcours atypique qui en fait un individu à peu près inclassable dans le contexte des années 1960 et 1970. La partie centrale contient ainsi des descriptions minutieuses des épisodes sélectionnés par l'auteur, qui permettent de suivre pas à pas le déroulement et les enjeux des débats contemporains

²⁸ Thomas Färber, *Die Schweizer Nonkonformisten der 1960er Jahre*, mémoire de licence non publié, Berne 2006.

dans lesquels s'insère Diggelmann, tantôt élément déclencheur, tantôt commentateur. Partant, les quatre chapitres thématiques apparaissent comme les fragments d'un « patchwork » (p. 14 et 492) qui doit éclairer tant l'individu que l'environnement au sein duquel il agit.

Revers de la médaille, cette partie n'évite pas toujours l'écueil de la description qu'illustrent les très nombreuses citations et autres paraphrases. Dès lors, il est parfois ardu de faire le tri entre éléments essentiels et secondaires, ce que reflète aussi la structure d'ensemble. En reléguant les aspects théoriques et l'analyse proprement dite en fin d'ouvrage, l'auteur n'offre pas les clefs de lecture utiles pour le suivre dans sa démarche. En ce sens, les interrogations sur le type d'intellectuel qu'incarne Diggelmann paraissent comme déconnectées des parties précédentes, à plus forte raison que la plupart des travaux mobilisés ici ne sont pas utilisés ailleurs. La bibliographie, très germanophone, pose aussi question, surtout dans sa tendance à se référer à des notices de dictionnaire, au détriment de travaux scientifiques plus récents. Sur un autre plan, on peut regretter l'ampleur de certains développements, notamment quand il s'agit de déterminer si Diggelmann est ou non communiste, ce qui a pour corollaire un survol trop rapide d'autres enjeux (le rapport aux métiers d'écrivain et de journaliste ou les interdictions professionnelles, par exemple). Par son aspect très centré sur la Suisse alémanique, qui tranche de ce point de vue avec d'autres travaux récents,²⁹ ce livre risque de laisser le public romand sur sa faim.

Somme toute, ces réserves d'ordre académique n'empêchent toutefois pas l'ouvrage de Thomas Färber, adressé à un large public intéressé, de constituer un apport important à l'histoire intellectuelle de la Suisse. Ses recherches montrent la difficulté d'appréhender un individu sur plusieurs décennies, et le caractère parfois étroit des classifications typologiques. Par la focale mise sur l'un des personnages les plus complexes de cette période, l'auteur éclaire aussi les logiques à l'origine des vifs débats de ces années, bien qu'il ne réussisse pas toujours à se détacher des événements immédiats. Richement illustré, le livre est doublé d'une version électronique dotée de liens hypertextes forts utiles pour l'accès direct au contenu de certaines sources audiovisuelles.

Pierre Evéquo, Fribourg

Romed Aschwanden, *Die Politisierung der Alpen. Umweltbewegungen in der Ära der Europäischen Integration (1970–2000)*, Köln: Böhlau, 2021 (Umwelthistorische Forschungen, Bd. 9), 341 Seiten.

Bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert hatten einzelne in Europa erkannt, dass die Alpen ein gefährdeter Raum sind, der, sofern man ihn nicht schützt, schon bald seine Einzigartigkeit verlieren würde. Es dauerte allerdings bis in die siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, ehe sich eine Bewegung formierte, die sich dezidiert für den Schutz der Alpen als Lebens- und Wirtschaftsraum und auch als ein europäischer Naturraum einsetzte. Die Alpen wurden nun schnell zu einem Politikum, die Diskussionen über ihre Zukunft eingebettet in den Prozess der europäischen Integration.

Romed Aschwanden untersucht in seiner Basler Dissertation diese Politisierung anhand der gesellschaftlichen Debatten über Bedrohung und Schutz. Im Zentrum steht dabei der Zeitraum von 1970 bis 2000. Hier verdichteten sich, so der Autor, Diskussionen über Naturschutz und Naturnutzung, über Eigenständigkeit und Abhängigkeit. Der Tourismus erschloss für immer grössere Kreise mehr und mehr Alpenfläche. Zugleich und

²⁹ Hadrien Buclin, *Les intellectuels de gauche. Critique et consensus dans la Suisse d'après-guerre (1945–1968)*, Lausanne 2019.

damit verbunden nahm der Transitverkehr zu, der sich in den achtziger Jahren zum wohl dominantesten Thema für Umweltschutzgruppen entwickelte. Die Regierungen der Schweizer Bergkantone setzten sich währenddessen dafür ein, die ökonomische Eigenständigkeit der einzelnen Gemeinden zu erhalten – wohlweislich, dass die Bergegebiete aus eigener Kraft wirtschaftlich zu schwach waren, um die zunehmende Abwanderung junger Leute aufzuhalten. Schliesslich häuften sich in diesem Zeitraum auch extreme Naturereignisse, die die Region zusätzlich unter Druck setzten und die ohnehin schon hitzigen Debatten weiter anfeuerten, denn sowohl für Experten wie auch für Aktivisten lag es auf der Hand, dass diese Zunahme in direktem Zusammenhang mit der Übernutzung des eigentlich doch schützenswerten Naturraums stehe.

Methodisch greift Aschwanden vor allem die Netzwerkanalyse auf, die er um qualitative Ansätze erweitert. Dieses Vorgehen geht auf das deutsch-österreichisch-schweizerische Forschungsprojekt *Issues with Europe* zurück, das sich mit transnationalen Netzwerken im deutschsprachigen Alpenschutz und deren Bezügen zur EU beschäftigte. Aschwandens Hauptakteure sind lokale Widerstandsgruppen, die sich jedoch im Verlauf seines Untersuchungszeitraums zu einer national und international vernetzten Alpenschutzbewegung entwickelten. Hinzu kommen Vertreter der kommunalen, nationalen und europäischen Politik sowie unterschiedliche Experten. Ausgewertet hat Aschwanden dazu vor allem Akten internationaler Alpenschutzorganisationen (zum Beispiel der Commission Internationale pour la Protection des Régions Alpines), Materialien aus Privatarchiven und einzelne Zeitzeugeninterviews.

Darüber hinaus greift Aschwanden politikwissenschaftliche Zugänge auf, etwa wenn er sich mit der Frage beschäftigt, «inwieweit die Europäische Integration die Diagnose der Bedrohung der Alpen verändert hat und wie die neu entstehenden politischen und öffentlichen Strukturen von Umwelt- und Regionalbewegungen genutzt wurden» (S. 13). Er interessiert sich also für den Transfer politischer Prozesse von Nationalstaatsebene auf diejenige der EU und beobachtet vor diesem Hintergrund, wie es vor allem die Alpenkonvention von 1991 war – ein völkerrechtlicher Vertrag, der den Schutz und die nachhaltige Entwicklung der Alpenregion regelte –, die eine Europäisierung der Umwelt- und Raumplanungspolitik für die Alpen in Gang setzte. Gleiches gelte übrigens für die Ursachen der umwelt- und regionalpolitischen Probleme.

In ihrer Ergebnisbildung ist die Studie überzeugend. Fünf übergeordnete Befunde kann Aschwanden herausarbeiten, die er in Thesen pointiert zusammenfasst. Die erste bezieht sich auf die Ökologisierung der Alpen. Damit ist eine Verschiebung auf Diskursebene gemeint, die auf die seit den siebziger Jahren gesteigerte ökologische Sensibilität zurückging und die bis dato noch recht dominante romantisierte Alpenwahrnehmung verdrängte – zumindest in einem Grossteil der politischen und zivilgesellschaftlichen Debatten. Nicht ganz klar wird in diesem Zusammenhang, inwieweit Bewegungen wie die Alpenschutzbewegung ökologische Trends nur aufgriffen und auf den Alpenraum anwendeten oder sie nicht vielleicht auch zu den Innovatoren zählten, die Rhetoriken und Argumentationsstrategien anhand einer konkreten Region erprobten, die später andere weiterentwickelten. Hierfür wäre eine etwas breitere Kontextualisierung sicher hilfreich gewesen.

Etwas unspezifischer ist die zweite These, mit der Aschwanden auf «Spannungen zwischen lokalen, nationalen, europäischen und globalen Dynamiken und Interessen» verweist (S. 289). Dass es bei diesen Akteursgruppen zu Spannungen kam, ist evident, ebenso dass hier politische Grenzen verhandelt wurden. Aufschlussreich ist in diesem

Zusammenhang allerdings, dass Aschwanden zeigen kann, wie sich mit der Zeit auf eigentlich allen Ebenen ein Verständnis durchsetzte, das die Alpen als grenzüberschreitende Naturlandschaft und ihren Schutz als gesamteuropäische Herausforderung begriff.

Die dritte These zielt auf die Bewegungsdynamik und den gesellschaftlichen Einfluss der Alpenschutzbewegung, die zunächst vor allem eine schweizerische Alpenschutzbewegung war. Aschwanden arbeitet überzeugend heraus, wie sich Gruppen innerhalb des linksalternativen Milieus der Schweizer Berggebiete formierten und Umweltbedrohung mit Souveränitätsverlust verknüpften. Sie prangerten eine «Kolonisierung» der Alpen durch Flachländer an und sahen in der Ausbeutung alpiner Natur immer auch die Ausbeutung der Alpenbevölkerung. Mitunter lässt Aschwanden seine Leser mit diesem starken Vokabular der Aktivisten etwas allein, wenngleich es ihm gelingt, das postnational-staatliche, wachstums- und fortschrittskritische Selbstverständnis der einzelnen Gruppen aufschlussreich zu analysieren.

Mit seiner vierten These rekurriert Aschwanden noch einmal dezidiert auf die Europäisierung der Alpenschutzbewegung – ein Aspekt, der eigentlich in allen Kapiteln immer wieder zur Sprache kommt. Am Beispiel der Debatten über Verkehrspolitik, Transit- und Güterverkehr zeigt Aschwanden, wie – zumindest in den Augen vieler Aktivisten – die Politik des Nationalstaats lokale Herausforderungen und Bedrohungen schuf, die man wiederum unter Anrufung der europäischen Ebene zu bewältigen suchte.

Mit seiner fünften These verweist Aschwanden schliesslich auf die Demobilisierung der europäischen Alpenschutzbewegung, die in enger Verbindung zur nationalen Alpenschutz-Initiative, zur europäischen Alpenkonvention sowie zur globalen Agenda 21 von Rio stand. Es sei die Enttäuschung gewesen, welche die Bewegung letztlich wieder in ihre nationalen und lokalen Rahmen zerfallen liess; eine Enttäuschung darüber, dass die Initiativen und Konventionen, auf die man so lange Zeit hingearbeitet hatte, am Ende nur Symbole blieben, deren Strahlkraft durch schwammige Vereinbarungen und grosszügige Spielräume für Politik und Wirtschaft schnell verpuffte. Noch anschaulicher wären die Analysen in diesem Zusammenhang gewesen, wenn sie die mittlerweile auch in der Zeitgeschichte vorliegende Forschung zum Konzept der Enttäuschung eingebunden hätten.

Die gut lesbare Studie gibt einen fundierten Einblick in die Geschichte der Alpenschutzbewegungen, die dank der Netzwerkanalysen überzeugend herausarbeiten kann, wie sich einzelne Gruppen zunächst auf lokaler Ebene zusammenschlossen und dann relativ erfolgreich auf nationaler und europäischer Ebene mobilisieren konnten. Die grosse Stärke der Arbeit liegt in ihrer fundierten Rekonstruktion der Debattenverläufe und Argumentationsmuster der Bewegung. Mitunter vermisst man etwas die Einordnung und Kontextualisierung, was es erlaubt hätte, die gesellschaftliche Bedeutung der vielen Diskussionen auch ausserhalb des Alpenrahmens besser einzuschätzen. Etwas schade ist, dass der Autor trotz der insgesamt hervorragenden Ausstattung des Bandes mit Lesebändchen und zahlreichen Farbbildungen Bilder nur illustrativ eingesetzt hat. Während die Netzwerkbilder sehr anschaulich und hilfreich sind, haben die verwendeten Fotografien eigentlich keinerlei Quellenwert. Insgesamt aber ist es Aschwanden gelungen, die komplexen Zusammenhänge der Politisierung der Alpen auf lokaler, nationaler und europäischer Ebene überzeugend aufzuschlüsseln.

Nicolai Hannig, Darmstadt

Fernanda Pedrina, **Gemeinbesitz in den Tessiner Alpen**, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, 2023, 242 Seiten.

Eine Zürcher Kinderpsychiaterin entscheidet mit, was auf den Alpweiden am Gotthard geschieht, von der Anlage eines Waffenplatzes bis zum Bau einer Atomülldeponie. Das ist nicht nur eine Kuriosität, sondern auch eine Reminiszenz an eine der wichtigsten Traditionen der Eidgenossenschaft: die kommunale Selbstverwaltung, die sich in der Neuzeit fast nur in der heutigen Schweiz hielt und da sogar in den Untertanengebieten galt.

Fernanda Pedrina führt eine psychiatrische Praxis in Zürich und forscht als Privatdozentin zum Seelenleben in der frühen Kindheit. Aber sie stammt aus Airolo, und da das Dorf am Gotthard auch die vielen Abgewanderten am Gemeingut teilhaben lässt, bleibt sie Patrizia mit allen Rechten. Ihre Masterarbeit im Nachdiplomstudium MAS Applied History der Universität Zürich nahm sie deshalb zum Anlass, um am Beispiel ihres Heimatortes über die Tradition der Selbstverwaltung nachzudenken. Mit der erweiterten Buchfassung wirft sie – im Sinne des MAS – die Frage auf, «was aus der Geschichte bezüglich der Verwaltung des Gemeinbesitzes in Hinblick auf neue kollektive Projekte zu lernen ist».

Wie die Menschen mit ihren Gemeingütern umgehen, ob lokal oder global, bekam in den letzten Jahrzehnten vor allem wegen der Umweltprobleme wieder eine grosse Bedeutung. Für ihre Forschung, wie sich die «Tragik der Allmende», also die Übernutzung, verhindern lässt, erhielt die amerikanische Politologin Elinor Ostrom 2009 als erste Frau den Nobelpreis für Ökonomie. In der Schweiz lehrten seit dem Zweiten Weltkrieg bedeutende Historiker, was die eidgenössische Tradition des Staatsaufbaus von unten auch für die Zukunft zu bieten hat: Peter Blickle in Bern schuf das Konzept des Kommunalismus, in dem die Einwohner von Städten und Dörfern ihren Alltag selbst regeln; Adolf Gasser in Basel sah in seinem wichtigsten Werk die Gemeindefreiheit gar als «Retzung Europas». Diese Forschung führt vor allem Daniel Schläppi fort³⁰ – seine spannenden Arbeiten nimmt Fernanda Pedrina leider nicht auf.

Die Autorin, die sich auch in Zürich für Genossenschaften engagiert, liess sich bei ihren Studien nicht von der eidgenössischen Tradition des Kommunalismus leiten, sondern von der marxistischen Kritik am Liberalismus. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich in ganz Westeuropa das Privateigentum am Boden durch, weil die Allmenden nicht gepflegt und deshalb schlecht genutzt wurden. Die Einhegungen, um intensivere Landwirtschaft zu betreiben und extensive Nutzung durch Besitzlose zu verhindern, fingen mit der industriellen Revolution in England an – diese «ursprüngliche Akkumulation», also die «Expropriation des Landvolks von Grund und Boden», sah Karl Marx als Sündenfall der politischen Ökonomie.

In der Eidgenossenschaft stellte sich das Problem um 1800 aber andersherum; das führte zu den Konflikten, denen die Autorin nachforscht. Hier pflegten die Gemeinden die kommunale Selbstverwaltung, gerade beim Nutzen der Gemeingüter. Nur die Eingesessenen mit Grundbesitz regelten allerdings so ihr alltägliches Zusammenleben, und sie schotteten sich in den Krisen des 17. und des 18. Jahrhunderts immer stärker gegen Hintersassen ohne Land und gegen Zuzüger ab. Diese Ordnung brachen die Franzosen auf, als sie 1798 einfielen: Die Helvetische Republik sah für die ganze Schweiz eine einzige

³⁰ Siehe etwa Daniel Schläppi, Malte Gruber (Hg.), *Von der Allmende zur Share Economy. Gemeinbesitz und kollektive Ressourcen in historischer und rechtlicher Perspektive*, Berlin 2018.

Gemeinde vor, an der alle (männlichen) Einwohner aufgrund eines persönlichen Rechts teilhaben sollten.

Die Mediationsakte von 1803, die den Einheitsstaat wieder auflöste, überliess das Problem des Gemeindedualismus den Kantonen: Neben den historisch gewachsenen Bürgergemeinden, die nur die Eingesessenen umfassten, gab es seit 1798 die eigentlich als Übergangslösung eingeführten Munizipalgemeinden, die ausser den Juden alle männlichen Einwohner einschlossen. Deshalb entwickelten sich die Verhältnisse in den Kantonen ganz unterschiedlich, teils mit Folgen bis in die Gegenwart. So etwa im Thurgau, der das traditionelle Bürgerprinzip in den Ortsgemeinden, das revolutionäre Einwohnerprinzip aber in den territorial grösseren Munizipalgemeinden verankerte und dieses lähmende Nebeneinander erst Ende des 20. Jahrhunderts überwand.

Das Tessin ist besonders interessant, wie Fernanda Pedrina darlegt, weil den noch bestehenden 212 Patriziati weiterhin eine grosse Bedeutung zukomme. Die Geschichte der lokalen Selbstverwaltung reicht in der Leventina, wie im ganzen Alpenraum, bis ins 12. Jahrhundert zurück; seit der «divisio alpium» von 1227 nutzten die zehn «vicinanze», die Dorfgemeinschaften des Tals, ihre eigenen Gemeingüter. Und auch die Eroberer aus Uri liessen ihre Untertanen weitgehend selbst darüber bestimmen. Als sie 1602 in der Leventina nach ihrem Vorbild eine einzige Talgenossenschaft schaffen wollten, reichte das Drohen mit Unruhen, dass sie das Vorhaben aufgaben.

Kurze Zeit, in der Restauration ab 1815, legte der junge Kanton die Munizipal- mit den Bürgergemeinden zusammen. Er trennte sie aber 1830 wieder, und trotz mehreren Gemeindegsetzen liessen sich die Probleme nicht lösen. Die radikale Form des Gemeindedualismus, der den Patriziati eine rechtsstaatliche Garantie für ihre Gemeingüter bot und die politischen Gemeinden finanziell schwach hielt, blockierte jede weitere Veränderung – für den Rechtshistoriker Pio Caroni «eine Tessiner Tragödie». Erst die Krise der Alpwirtschaft und die Abwanderung aus den Tälern im 20. Jahrhundert führten zur heute geltenden Regelung, dass die Patriziati zwar ihre Güter weiterhin selbst, aber eingebettet in die staatlichen Strukturen, verwalten. Bei der Waldnutzung legt der Bund die politischen Ziele fest und der Kanton wacht über die Umsetzung; die Alpwirtschaft hängt von den Direktzahlungen aus der Bundeskasse ab. «Das Patriziato hat in diesem Bereich sehr viel Autonomie verloren», stellt die Autorin fest.

Wie die Tradition aus dem Hochmittelalter unter den Bedingungen des Spätkapitalismus in ihrem Heimatort fortlebt, untersucht Fernanda Pedrina einerseits mittels Interviews mit Zeitzeugen, andererseits in den Versammlungsprotokollen der letzten Jahrzehnte. Sie kommt zu einem zurückhaltenden Fazit: Zwar seien sehr viele Funktionen der Patriziati «von übergeordneten, hierarchisch strukturierten Instanzen übernommen worden», die Selbstverwaltung und ihre Kultur seien aber noch wirksam «in einzelnen Bereichen, in denen lokale Kenntnisse und gelebte Gewohnheiten immer noch einen anerkannten Beitrag zur angemessenen Pflege und Nutzung der Güter beisteuern».

Das heisst, als Fazit des Rezensenten, der sich selbst in eine lebendige Bürgergemeinde eingekauft hat: Die Selbstverwaltung des Gemeinbesitzes wird zur Folklore. Sie wirkt zwar immer noch identitätsstiftend, in Airolo auch dank dem für Zuzüger kaum verständlichen Dialekt der Patrizi, wie gerade das Engagement der in Zürich lebenden Bürgerin zeigt. Aber es geht dabei nicht mehr um die Existenzsicherung, also nicht um Nutzungskonflikte, sondern um Luxusprobleme, etwa darum, wie sich mit dem Kampf gegen das Verbuschen der Alpweiden die Biodiversität fördern lässt.

So bietet Fernanda Pedrina eine aufschlussreiche Fallstudie zu einem grundlegenden Thema der Schweizer Geschichte, das mehr Beachtung verdient. Die Frage, die sie sich aufgrund ihres genossenschaftlichen Engagements stellte, bleibt allerdings offen. Die «Exzesse der neoliberalen Wirtschaftsform» hätten weltweit die Diskussion befeuert, welchen Beitrag kollektiv verwaltete Institutionen zu einer ökologisch nachhaltigen und sozial gerechten Entwicklung leisten könnten, stellt die Autorin im Klappentext fest. Die Antwort, die sie geben müsste, ist für die Freunde des eidgenössischen Kommunalismus aller Couleurs leider ernüchternd: Das Patriziato von Airolo lebt nur noch dank den Steuergeldern der kapitalistischen Schweizer Wirtschaft – vor allem dank den Direktzahlungen, also der Abgeltung von Leistungen für die (grösser gefasste) Gemeinschaft, die auf dem Markt keinen Ertrag abwerfen.

Markus Schär, Weinfelden

Lukas Tobler, **Banken im Sturm. Die Politisierung des Schweizer Finanzplatzes in den 1970er- und 1980er-Jahren**, Zürich: Chronos Verlag, 2021, 276 pages, 7 illustrations.

En mars 2023, la débâcle du Crédit Suisse a remis au premier plan de l'actualité politique et économique les questions relatives à l'image de la place financière suisse, aux critiques qu'elle subit et à la façon dont elle y réagit. Le livre de Lukas Tobler, paru quelques mois plus tôt, tombe à pic. Il éclaire une phase précédente de l'histoire récente des banques helvétiques, décisive, en exposant comment les relations entre les banques, l'État et la perception de la finance ont évolué en Suisse entre la fin des années 1970 et le milieu des années 1980.

Issu d'une thèse de doctorat soutenue à l'Université de Lucerne, ce remarquable ouvrage met en évidence les césures significatives qui marquent la transition de la période des Trente Glorieuses, âge d'or de la place financière, vers la phase plus turbulente des années 1990, caractérisée par une forte concentration et une internationalisation croissante.

Le tournant des années 1970–1980 marque une importante rupture, à en croire la thèse défendue par l'auteur, en ce que le patronat bancaire met en place une véritable stratégie de communication visant à influencer l'opinion publique et à améliorer l'image du secteur. Cette opération de communication à large échelle est remarquablement mise en évidence, en particulier grâce à l'exploitation du fonds d'archives de la société Farner Consulting AG, fondée en 1951 et devenue l'une des agences de publicité les plus connues de Suisse. La Farner avait en effet été engagée par l'Association suisse des banquiers pour diriger la campagne contre l'initiative fédérale socialiste dite «contre l'abus du secret bancaire et de la puissance des banques», déposée en 1978 et massivement rejetée (73 % de non) en 1984. Au dépouillement de ce fonds déposé aux Archiv für Zeitgeschichte s'ajoute une mobilisation intense des archives de l'Association suisse des banquiers, et, dans une moindre mesure, de celles de l'Union suisse du commerce et de l'industrie, de quelques fonds des Archives fédérales et de la documentation produite par le Parti socialiste (Archives sociales suisses). On a donc affaire à une recherche richement documentée.

L'ouvrage, rédigé dans un style clair et avec une structure qui permet de suivre le récit facilement, est composé de sept chapitres. Les deux premiers, qui s'appuient essentiellement sur la littérature secondaire existante, resituent le contexte de longue durée dans lequel les événements du dernier tiers du 20^e siècle prennent place. La croissance et le développement international des banques au cours du siècle dernier y sont exposés, avec un appareil statistique relativement modeste et dans une approche relevant davantage de l'histoire politique. L'origine et l'amplification des principales critiques à l'égard de

la place financière entre la Seconde Guerre mondiale et les années 1970 sont également abordées. Pour Tobler, un processus de politisation et de «scandalisation» est à l'œuvre, avec comme points de crispation les capitaux en fuite, en particulier ceux en provenance du Tiers-monde, l'accueil des fonds d'origine illicite ou douteuse notamment les capitaux de dictateurs, le rôle du secret bancaire et des comptes numérotés dans la facilitation de l'évasion fiscale, ou encore le contrôle exercé par les banques sur de larges pans de l'économie privée par le biais de participations. L'auteur met bien en évidence comment ces critiques émanent à la fois – ou parfois successivement – à l'international (autorités américaines et britanniques, OCDE, etc.) et d'institutions nationales (gauche politique, organisations tiers-mondistes, Églises, etc.).

Les chapitres 3 et 4 forment le noyau central de l'interprétation au cœur de l'étude. Ils abordent le scandale de Chiasso de 1977, une affaire affectant une succursale du Crédit Suisse, et la façon dont cet événement a eu des retombées significatives et en quoi il a déclenché une large opération de communication de la part des banques pour redorer leur blason. Tobler montre bien comment les révélations fracassantes sur les agissements des banquiers au sud du Tessin entraînent des contre-campagnes visant à la fois à détourner l'attention et à court-circuiter des réponses politiques ou législatives. L'adoption à marche forcée de la Convention de diligence des banques, un dispositif d'autorégulation du secteur bancaire, début juin 1977 (moins de deux mois après l'éclatement du scandale!) en est l'exemple le plus frappant. En outre, l'auteur montre bien comment l'initiative du Parti socialiste, dont la récolte de signatures débute en octobre 1978, n'est au fond qu'un élément déclencheur de l'opération marketing mise en place par les milieux bancaires, dont l'objectif fondamental, au-delà du rejet en scrutin populaire dont on ne doute guère, est d'améliorer durablement l'image et la perception des banques en Suisse. On comprend aussi comment le scandale de Chiasso, puis l'initiative socialiste, ont eu des effets collatéraux sur d'autres discussions législatives en cours, en particulier le projet de loi sur l'entraide judiciaire internationale en matière pénale et le projet de renforcement de loi fédérale sur les banques. Tobler décortique ces débats parfois techniques et analyse les stratégies déployées par les milieux bancaires pour accélérer, ralentir ou stopper le rythme de l'élaboration législative selon leurs intérêts spécifiques.

Les deux chapitres suivants traitent d'objets hautement intéressants, mais dont le lien direct avec la thèse principale de l'ouvrage est moins évident. La crise internationale de la dette (chapitre 5) et les discussions politiques et sociales quant aux relations financières avec l'Afrique du Sud (chapitre 6) y sont abordées. L'objectif essentiel de ces deux cas d'étude est de montrer comment, après le scandale de Chiasso de 1977, certains mécanismes de soutien et de solidarité entre l'État et le secteur bancaire ont influencé la politique extérieure du pays. Enfin, le septième chapitre revient sur la dérégulation et l'internationalisation croissante de la place financière au cours des années 1980 et 1990 et met en évidence la capacité d'adaptation et de résistance des banques, par exemple dans le contexte de la pression américaine contre l'*insider trading* et dans celui de la tentative de dissolution des cartels des banques sous la houlette de la Commission fédérale des cartels.

On regrette toutefois quelques angles morts dans l'analyse. La position et le rôle ambigus de la Banque nationale suisse, dont les archives sont – elles – librement accessibles, auraient pu être présentés de manière plus approfondie. La grave crise économique qui affecte la Suisse entre 1974 et 1976, qui débouchera sur le slogan «Finanzplatz gegen Werkplatz», est également trop rapidement survolée. Plus fondamentalement, on pourrait aussi discuter le caractère inédit de la critique des banques dans les années 1970 et 1980:

ne pourrait-on pas y voir aussi une résurgence de certaines tentatives de réformes socialistes déjà à l'œuvre pendant l'entre-deux-guerres notamment? De manière générale, l'approche adoptée dans cette recherche met l'accent sur les perceptions sociales des phénomènes, notamment à partir des discours. Il aurait été utile de compléter cette méthodologie par une approche chiffrée plus systématique, par exemple pour mesurer l'ampleur du financement de la campagne contre l'initiative sur les banques orchestrée par Farner.

Malgré ces quelques réserves, *Banken im Sturm*, en s'appuyant sur un terreau fécond d'études proposant une lecture politique de l'histoire bancaire, met en évidence la capacité d'action et de réaction des milieux financiers, dans une phase troublée de leur histoire. L'auteur reconnaît aussi à juste titre que cette période voit la cristallisation de deux lectures idéologiquement opposées de l'histoire bancaire: l'une mettant l'accent sur les succès et sur son rôle de poumon économique libéral dont bénéficie le reste de l'économie, l'autre insistant sur l'image négative qui résulte de certaines pratiques moralement douteuses. Ce livre comble donc une lacune dans l'historiographie bancaire suisse, en proposant une analyse sourcée d'une phase cruciale, qui avait jusqu'à maintenant été traitée essentiellement dans des ouvrages commandés par les banques ou dans des recherches journalistiques.

Thibaud Giddey, Lausanne

Sacha Zala et al. (Hg.), *Diplomatische Dokumente der Schweiz 1992*, Bern: Dodis, 2023, 265 Seiten.

Der Band *Diplomatische Dokumente der Schweiz (DDS)* zum Jahr 1992 reiht sich nahtlos in die DDS-Serie über die Jahre 1990 bis 1999 ein und baut somit auf dem aktuellsten Stand der Grundlagenforschung zur schweizerischen Zeitgeschichte auf. Die Dokumente dieser dritten Serie der DDS werden zeitgleich mit der Öffnung der Archivbestände publiziert, also auf den Tag genau nach Ablauf der 30-jährigen Schutzfrist für Archivgut des Bundes. Sie sind damit vielen Quellenpublikationen anderer National- sowie Privatarhive voraus und ermöglichen Forschenden, Studierenden und Interessierten, einen ersten Einblick in das Archivmaterial zur Schweizer Diplomatie der sogenannten «Post-Cold War Period» zu erhalten. Die Entstehungsgeschichte der unipolaren Weltordnung nach Ende des Kalten Krieges erlebt gegenwärtig in der Schweiz sowie auch international eine Neubewertung und hierbei spielt die Grundlagenforschung zu jenen Jahren eine tragende Rolle.

Die 62 ausgewählten Dokumente des neuen DDS-Bandes haben das Potential, zu den aktuellen öffentlichen und akademischen Debatten einen soliden, sachlichen Beitrag zu leisten. Sie stammen hauptsächlich aus dem Bundesarchiv und beinhalten Akten des Parlaments, der Regierung und der eidgenössischen Departemente. Jedes Dokument ist durch einen Permalink mit den Beständen der Online-Datenbank von Dodis verknüpft, wo Metadaten, Faksimile sowie weitere relevante Dokumente, die Findmittel und Klassifikationsvermerke der Originalquellen in den Archiven auffindbar sind. Insgesamt wurde die Datenbank im Verlauf des Auswahlverfahrens für den aktuellen Band um ganze 1700 Dokumente in allen Landessprachen ergänzt. Zu erwähnen sei zudem, dass sich die Datenbank auch auf Englisch bedienen lässt.

Zur Diskussion steht in Bezug auf den aktuellen Band besonders die Auswahl der 62 Quellen. Gemäss den Herausgebern wurden jene «aufgrund ihrer relativen Bedeutung in Bezug auf die Gesamtheit» der für den Band untersuchten aussenpolitischen Vorgänge

ausgewählt.³¹ Insgesamt strebe der Band eine «breite und charakteristische, aber keineswegs lückenlose Dokumentation aussenpolitischer Ereignisse an.»³² Vier Themenbereiche stechen bei der Lektüre der ausgewählten Dokumente besonders heraus. Treffenderweise widerspiegeln diese auch die wichtigsten aussenpolitischen Spannungsfelder, welche die damalige Schweizer Aussenpolitik besonders prägten. Es sind dies das Ende des Kalten Krieges in Europa, die Rolle der Schweiz in der multilateralen Diplomatie, die erneut aufkeimende Debatte um die Neutralität der Schweiz und vor allem die Verknüpfung von Innen- und Aussenpolitik durch das Mittel der direkten Demokratie.

So belegt der Band die Entscheidung des Bundesrates, die ehemaligen Republiken der 1991 aufgelösten Sowjetunion nicht nur rasch als unabhängige Staaten anzuerkennen, sondern diese auch mit Kreditgarantien zu unterstützen. Der Bundesrat schlug dem Parlament im Zeichen der Solidarität hierfür einen Zusatzkredit vom 600 Mio. Franken vor.³³ Nach dem Zerfall Jugoslawiens engagierte sich die Schweiz im Bereich der humanitären Hilfe, der Beobachtungsmissionen der KSZE und der UNPROFOR sowie durch die Beherbergung und Teilnahme an der internationalen Jugoslawienkonferenz in Genf. Im Zentrum des Schweizer Engagements dieser Zeit stand die zwischenstaatliche Solidarität im Rahmen der Schweizer Neutralität. Schwieriger hingegen schienen für die offizielle Schweiz damals Bekundungen der Solidarität mit ehemaligen jugoslawischen StaatsbürgerInnen, die aufgrund der andauernden Kriegshandlungen als Saisonniere, Asylbewerbende oder als vorläufig Aufgenommene in der Schweiz weilten. Die Frage, «[w]elche Personen kann man zurückschieben?», wurde in diesem Zusammenhang oft diskutiert und es handelt sich hierbei um eine Thematik in der Schweizer Geschichte, die noch lange nicht aus allen Gesichtspunkten diskutiert worden ist.³⁴ Besonders in diesem Bereich könnten weitere Forschungen neue Erkenntnisse generieren.

Für richtungsweisende Diskussionen zwischen Innen- und Aussenpolitik sorgten im Jahr 1992 zudem die Abstimmungen über den Beitritt der Schweiz zu den sogenannten Bretton Woods Institutionen – der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds (IMF) – sowie zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Ersterem stimmten Volk und Stände im Mai 1992 zu. Letzterer wurde im Dezember jedoch von 50,3 Prozent der Stimmenden abgelehnt. Dabei handelte es sich um eine Niederlage mit grossem Nachhall für den Bundesrat. In einer zunehmend multilateralen Welt musste die Schweiz – wie auch schon zu Beginn des Kalten Krieges – erneut innovative Mittel und Wege finden, um ihre nationalen Interessen zu gewährleisten und ihre Rolle als permanent neutraler Staat in einem stets dynamischen internationalen Umfeld zu definieren.

Dies tat sie unter anderem beim Helsinki-Gipfel der KSZE, der 1992 im Zeichen des Krieges in Bosnien und Herzegowina sowie den kriegerischen Auseinandersetzungen in Bergkarabach, Transnistrien und Abchasien stand. Dies gelang auch beim Treffen der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung (UNCED) in Rio de Janeiro. Die Schweiz beteiligte sich ferner tatkräftig an der noch heute wegweisenden «Agenda 21» zur nachhaltigen Entwicklung. Zudem schloss sich die Schweiz den vom UNO-Sicherheitsrat aufgrund des sogenannten Lockerbie-Anschlags beschlossenen Sanktionen gegen Libyen an. Seit dem Grundsatzentscheid zur Übernahme von nichtmilitärischen Sanktionen des UNO-Sicherheitsrates gegenüber dem Irak vom 7. August 1990

31 DDS, Bd. 1992, S. XIV.

32 Ebd.

33 Ebd.; Dok. 10, dodis.ch/61060.

34 DDS, Bd. 1992, S. XLVIII.

begann für die Schweizer Aussenpolitik eine neue Praxis im Umgang mit dem internationalen Völkerrecht und bei der Interpretation der Neutralität der Schweiz. Beide Themen haben in der Schweiz zu langanhaltenden innen- und aussenpolitischen Auseinandersetzungen geführt, die bis heute andauern.

Wie auch zu Beginn des Kalten Krieges war die Aussenpolitik der Schweiz nach dessen Ende gemäss Sacha Zala und Thomas Bürgisser darauf bedacht, einen «Bruch mit der bisherigen schweizerischen Neutralitätspolitik» zu verhindern.³⁵ Der Band zeigt in dieser Hinsicht auf, wie 1992 innerhalb des EDA und EMD nicht nur die neutralitätspolitisch neue Praxis der Übernahme von nichtmilitärischen Sanktionen, sondern ebenfalls eine künftige Partizipation beim Verteidigungsbündnis NATO debattiert wurde.³⁶ Im Oktober 1992 fand diesbezüglich in Bern ein informeller Meinungsaustausch unter den Verteidigungsministern Österreichs, Schwedens, Finnlands und der Schweiz statt. Doch es zeichnete sich wie auch schon bei bisherigen Treffen eine fehlende Motivation zu engerer Zusammenarbeit unter den Neutralen ab. So belegt DDS 1992, «[d]ass die Neutralität von den vier teilnehmenden Staaten nicht mehr als gemeinsame Basis für politisches Handeln» betrachtet wurde (S. XL). Schweden bekannte sich zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr als neutral.

Somit trifft der aktuelle Band der DDS-Reihe 1990 bis 1999 nicht nur den Nerv der damaligen, sondern auch den der heutigen Zeit. Zeitgleich mit der Öffnung der Schweizer Archivbestände des Jahres 1992 liefert DDS 1992 eine treffende Themenauswahl an Primärquellen mit einem hohen Aktualitätsbezug. Das Ende des Kalten Krieges, die Bedeutung der multilateralen Diplomatie, die Rolle der Neutralität in der Schweizer Aussenpolitik sowie die Beziehung zwischen Innen- und Aussenpolitik beschäftigen Forschende, Studierende und PolitikerInnen und Politik-Interessierte bis heute. Die Herausforderung jener, die sich mit dem aktuellen Band vertieft auseinandersetzen, wird darin bestehen, die weniger prominenten Themenfelder des Bandes hervorzuheben, sei dies in Form neuer Forschung, von Seminararbeiten oder im öffentlichen Diskurs. Die zunehmend interaktive Gestaltung der DDS-Reihe ist geradezu eine Aufforderung dazu.

Liliane Stadler, Utrecht

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., Dok. 34, dodis.ch/61955.